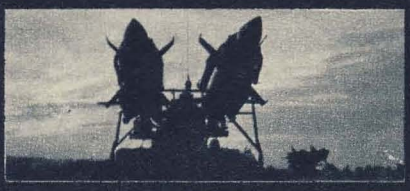
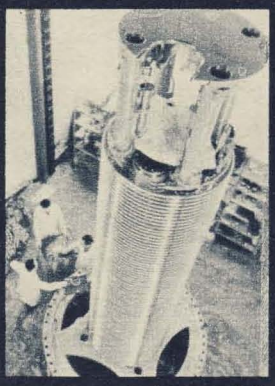
10/1972 · 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN

ARMEE Rundschau





INHALT

4 Begleitwaffen heute
9 Das Gewehr
14 Handel im Wandel der Zeit
19 Buch/Film
20 Postsack
24 Freundschaftsgold
32 Soldaten schreiben für Soldaten
34 KI auf allen Deinen Wegen
37 Die Schwarzfahrt
44 Ein „ruhiges Plätzchen"
47 Auf allen Straßen und Pfaden . . .
50 Freizeitgestaltung auf spanisch
54 Helden in erreichbarer Nähe
58 AR International
60 Der König der Osage-Berge
66 Ritter des Goldenen Sterns
74 Typenblätter
76 Donnerstags ist Trockentraining
80 Militärtechnische Umschau
82 Anno Tobak
84 Keine Pause vom Sport
90 Anekdoten

Ich bringe mit meiner Gruppe durchweg gute Leistungen. Aber es gibt kaum ein Lob dafür.

Unteroffizier Gerd Weike

Ist es grundsätzlich verboten, die Tage bis zur Entlassung zu zählen?

Gefreiter Rudolf Müßig

WAS IST SACHE

Und Sie fragen deshalb, ob denn nun einfach alles – wie es in Ihrer Kompanie so (un)schön heißt – „selbstverständlich" ist und nur der ein Lob verdient, der was ganz Großes vollbracht hat. Gewiß: Es versteht sich für einen jungen Mann unserer Tage und unseres Landes von selbst, daß er seinen Wehrdienst leistet und als Soldat mithilft, das gemeinsam Errungene militärisch zu sichern. Sie sind sogar noch einen Schritt über das gesetzlich Verlangte hinausgegangen, sind Soldat auf Zeit, Unteroffizier und damit Kommandeur einer mot. Schützengruppe geworden. Sie haben also größere Verantwortung übernommen. Und wie ich Ihrem Brief entnehme, bemühen Sie sich mit Erfolg, Ihre Dienstpflichten als Vorgesetzter gewissenhaft zu erfüllen.

Das erscheint mir anerkennenswert. Und auch wert, gesagt zu werden. Zumal Sie selber sehen, was noch nicht ganz in Ordnung ist in Ihrer Gruppe. Wo sie noch ein wenig hinterherhinkt. Was ihr noch fehlt für den ersten Platz im Wettbewerb.

Selbstzufrieden sind Sie also nicht. Eher selbstkritisch, unduldsam, vorwärtsdrängend.

Deswegen finde ich es gleich Ihnen ungerecht und pädagogisch falsch, wenn in allen Dienstbesprechungen und Beratungen immer nur darauf 'rumgehackt wird, was noch zu tun bleibt. Daß man Ihnen also bloß die offenen Posten vorhält, nicht aber zuerst einmal „Dankeschön" sagt für das Erreichte und lobend die Aktiva Ihrer Bilanz hervorhebt. Würde man generell so verfahren, dann brauchten wir wohl kaum eine ganze Skala von Belobigungen, keine Medaillen, Orden, Auszeichnungen. Denn wo und bei wem gibt es nicht noch offene Posten oder Aufgaben, die erst ihrer Lösung harren? Ich jedenfalls müßte da jede meiner Auszeichnungen zurückgeben . . .

Jeder Mensch braucht Erfolgserlebnisse, Anerkennung und Lob. Eine sowjetische Psychologin hat ermittelt, daß die Anerkennung der Leistung auch Rückwirkungen auf die Leistung selbst hat: Sie ist dabei um rund 40% höher. Folglich sollte das Lob nicht nur bei den Abc-Schützen den Tadel überwiegen. Auch der Erwachsene braucht diese Bestätigung der Gesellschaft, seines Kollektivs, seiner Vorgesetzten. Weil es ihm Auftrieb gibt und Ansporn für neue, größere Leistungen. Ich meine damit nicht nur die ganz offizielle und „große" Belobigung. Ein Wort des Dankes unmittelbar im Anschluß an eine Leistung oder die lobende Erwähnung in der Öffentlichkeit tun es oft auch. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen, Genosse Weike, weiterhin viel Erfolg in Ihrer Kommandeurstätigkeit und die dementsprechende Anerkennung durch Ihre Vorgesetzten.

*

Die Frage beantwortet sich im Grunde genommen von selbst. Wer rechnen kann, kann also auch zählen und sich damit schon im Kopf ausrechnen, wieviel Tage 18 Monate haben und was er davon hinter sich und was er noch vor sich hat. Soweit die mathematische Seite.

Sie freuen sich auf den Apriltag des nächsten Jahres, da Sie wieder daheim bei der Familie sein werden. Ich verstehe das. Allerdings stellt sich damit auch die Frage: Welchen Inhalt geben Sie den Tagen bis zu diesem Tag? Ich meine, gerade darauf kommt es an. Auch unter dem Gesichtspunkt, wie Sie vor Ihre Familie und Ihre Arbeitskollegen hintreten können.

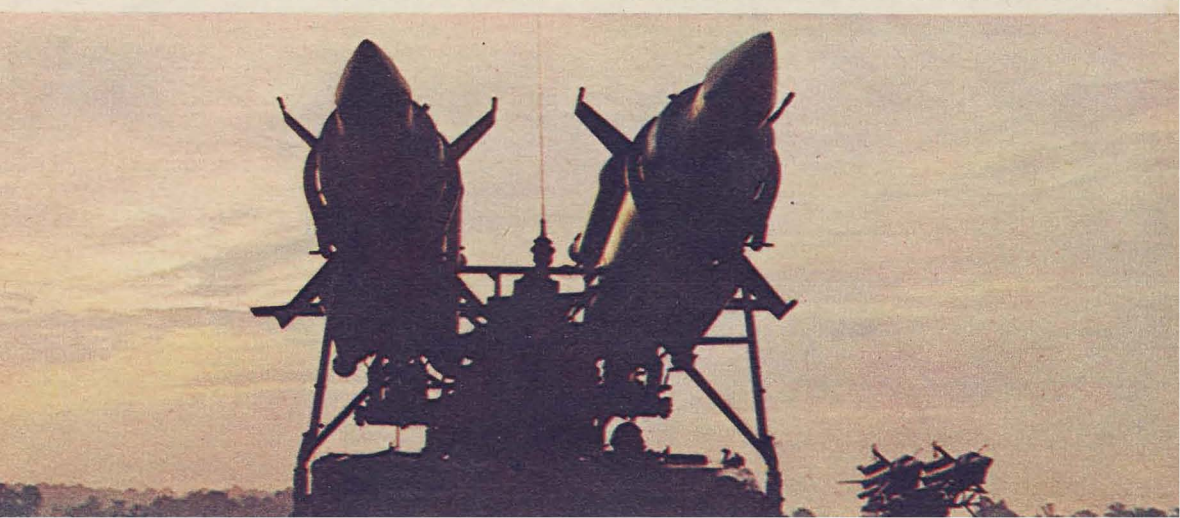
Sicherlich ist alles gut, wenn Sie Ihrem Namen – wörtlich genommen – keine Ehre machen. Also anstatt müßig auf den Tag der Versetzung in die Reserve zu warten, aktiv sind und beispielgebend für die dienstjüngeren Genossen; ihnen raten und helfen, pflichtbewußte, disziplinierte und stets einsatzbereite Soldaten zu werden. Wie Sie, der Sie den Gefreitenbalken tragen und über die Erfahrungen eines Mannes verfügen, an dem sich die noch unerfahrenen Soldaten orientieren können. Ihre Devise sollte also sein: „Die besten Leistungen sind gerade gut genug für mich!" Und wenn Sie danach handeln, haben Sie meiner Meinung nach auch das volle moralische Recht, die Tage bis zu Ihrer Versetzung in die Reserve zu zählen und einen nach dem anderen auf dem Taschenkalender abzustreichen. Weil eben jeder Tag ein Tag des Erfolgs ist, ein Tag schöpferischen und bewußten militärischen Handelns für den sicheren Schutz des Sozialismus.

Ihr Oberst

Karl Heinz Fritzsch

Chefredakteur

Begleitwaffen heute



Die Begleitwaffen – der Name verrät es – sind immer dabei. Vorn, wo die „Musik spielt". Sie handeln in der unmittelbaren Gefechtsordnung der Schützen und Panzer und geben ihnen die notwendige Feuerunterstützung. Sie sind wie ein guter Freund, auf dessen Unterstützung man jederzeit rechnen kann, der in schwierigen Situationen helfend den Arm reicht und den man als Begleiter nicht missen möchte. Mit ihm marschiert es sich leichter, kämpft es sich besser. Beistand macht stärker, leistungsfähiger, besonders im militärischen Leben. Wer hat das noch nicht erfahren? Da hasten mot. Schützen über das Gefechtsfeld, springen durch Trichter und Gräben, über Stubben und Drahthinder-

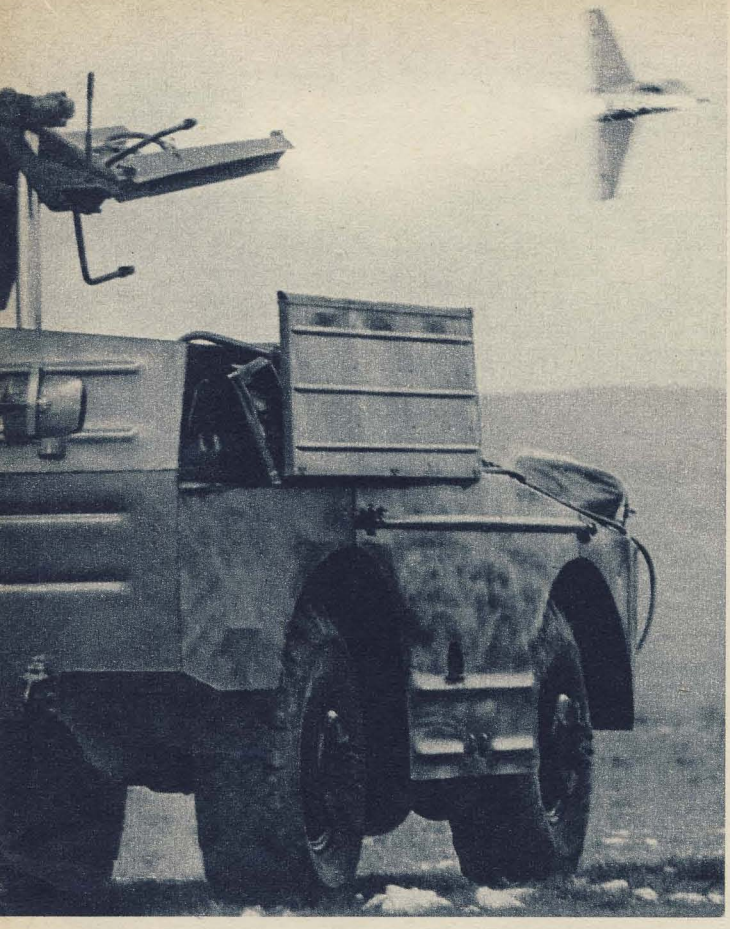
Rohrflak, Panzerabwehrkanonen und Fla-Raketensysteme auf selbstfahrenden Startrampen sind moderne Begleitwaffen, die den Truppen Schutz und Feuerunterstützung geben. Die herkömmlichen Waffen der Truppenflak können im Bedarfsfalle auch Erdziele – gepanzerte Fahrzeuge und Verteidigungsanlagen – bekämpfen.

Rückstoßfreie Geschütze eignen sich besonders wegen ihrer geringen Eigenmasse als Begleitartillerie der Fallschirmjäger (oben). Die Panzerabwehrlenkraketen (Bild Mitte) ergänzen die Pak. Die Fla-SFL (unten) mit ihrer hohen Schußfolge sowie großen Treffgenauigkeit ist ein ernster Widerpart der Tiefflieger.

nisse. Mit einem Male stockt ihr Vorgehen. Rasendes MG-Feuer zwingt sie zu Boden. Ein Feuernest des Gegners hält sie auf. Wo ist Hilfe, wo bleibt die Begleitartillerie? Die Frage ist kaum durch den Kopf, da beginnt auch schon eine selbstfahrende Kanone zu schießen. Ihre Splitter-sprenggranaten liegen gut. Nach kurzer Zeit ist dem Spuk ein Ende gemacht, der Weg für die angreifenden Schützen frei...

Der Gegner tritt mit Panzern zum Gegenangriff an. Andere Geschütze der Begleitartillerie gehen in Stellung – Pak, rückstoßfreie Waffen, und auch Panzerabwehrlenkraketen. Das Zischen der startenden Raketen vermischt sich mit dem trockenen Knallen der Pak und dem kurzatmigen „Flupp" der Granatwerfer.

Erneut beweisen sie sich als enge Kampfgefährten der mot. Schützen. Gemeinsam stoppen sie den Angriff des Gegners. Es kämpft sich besser an der Seite des Kameraden von der anderen Waffengattung. Ver-



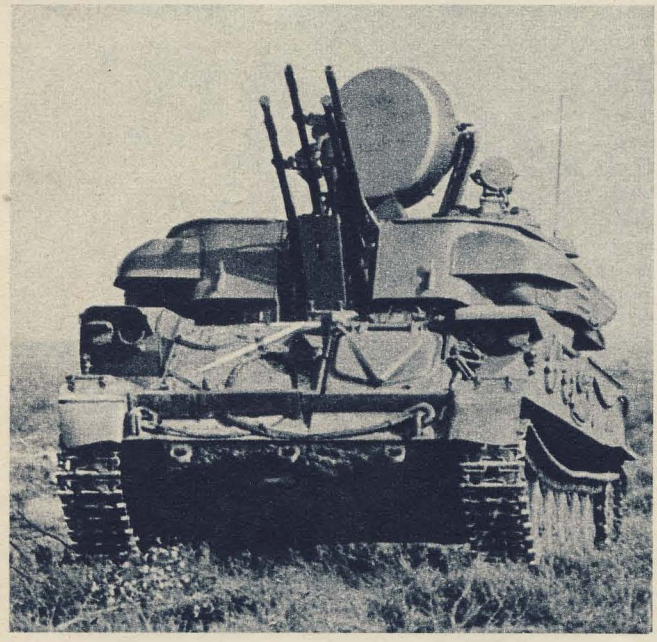
einte Kraft ist doppelte Kraft. Kolonnen auf dem Marsch. Staubfahnen künden davon. Wieder sind treue Begleiter zur Stelle, die leichte Flak, Fla-MG, Selbstfahrlafetten mit Zwillings- und Vierlingsgeschützen. Die Genossen der Truppenluftabwehr decken die Marschbänder und schützen sie vor Luftangriffen. Bei gemeinsamen Manövern sind es zusätzlich die verschiedenen Typen von Fla-Raketen der Sowjetarmee, hochmoderne Waffensysteme auf mobilen Startrampen, die schnellfliegende Luftziele auch in geringen Höhen in Bruchteilen von Sekunden auffassen und bekämpfen.

Nicht minder geschätzt wird der Pionier mit seinen „Begleitwaffen", den Brückenlegegeräten, mechanischen Spurbahnbrücken und all den anderen technischen Mitteln, die den Vormarsch der Truppen sichern helfen . . .

Im Gefecht ist kaum Zeit für einen Händedruck, für ein Dankeschön. Oft kann nur ein kurzes Winken, ein froher Blick, eine freundliche Geste die Gefühle ausdrücken, die den Mann im SPW oder im Graben bewegen. Jedes dieser Zeichen ist Ausdruck der Wertschätzung des Genossen mit der anderen Waffenfarbe.

Begleitwaffen sind heute nicht nur allgemein gefragt, sie sind auch mehr als nur einfache Unterstützungsmittel. Sie unterscheiden sich von ihren Vorgängern vergangener Zeiten sowohl in der äußeren Form und in der Wirkungsweise, als auch in ihrer universellen Einsetzbarkeit. Und hierin liegt ihre besondere Stärke.

KER



B

Eine Erzählung aus dem Jahre 1924
von Alexander Neworow

DAS GEWEHR

Eines Nachts kam Andrej vom Bahnhof. Seit dem Abend regnete es in Strömen, die Lehmerde längs des Waldrands war glitschig, und so zehrten die fünfundzwanzig Werst an seinen Kräften. Noch dazu schleppte er an seinem Gewehr als wälze er einen schweren Stein, aber beim Verlassen der Front hatte er es lieber mitgenommen. In einem Lederbeutel trug er auf dem Rücken die Patronen dazu. Eine Woche zuvor war Stepan Kriwzow mit gerade solchem Beutel heimgekommen und hatte seinen Kinderchen etwas mitgebracht: Städtische Lebkuchen und der Frau hellblauen Musselin für eine Bluse. Nun kam Andrej und schleppte statt der Lebkuchen und Spezereien vierundfünfzig Patronen nebst dem Gewehr mit. Das düstere Vaterhaus nahm ihn mürrisch auf. Mit feuchtem, nachgedunkelten Dach, von dem struppige Strohbündel herabhingen, stand es da wie drei Jahre zuvor, als Andrej in den Krieg gegen die Deutschen gezogen war. Aus den mit Lappen verhängten Fenstern drang ätzender Katengeruch, ein jäh erwachtes Kind plärrte verschlafen. Draußen am Tor rieb sich die Kuh an einem Pfosten.

Zu Hause hatte man Andrej nicht erwartet, denn es gingen Gerüchte um, daß man ihn irgendwo umgebracht hätte, und Briefe waren von ihm auch lange nicht gekommen. Nun trat Andrej in die väterliche Kate als ein Fremder, der die Bewohner erschreckte. Als seine Frau Tatjana den Lederbeutel abtastete, sagte Andrej zu ihr: „Such nicht nach Mitbringseln, es sind keine drin!"

„Was ist's denn sonst?"

„Nichts zu essen, das da schmeckt dir gewiß nicht . . ."

Tatjana wog die kleinen kalten Kugeln in der Hand und sah Andrej erschreckt in die Augen. Der redete nur ungern, wirkte barsch und saß mit gesenktem Kopf am Tisch. Die Hausbewohner kamen zu dem Schluß, daß Andrej vom langen Weg erschöpft sei; sie quälten ihn nicht mit Fragereien und ließen ihn schlafen gehen. Sein Vater, Polikarp Semjonytsch, schaute lange das Gewehr an, das Andrej über seinem Bett aufgehängt hatte. Eine unangenehme Kälte durchzog sein Inneres. Er fragte:

„Wozu hast du's mitgebracht?"

Am nächsten Morgen kam in aller Frühe der einbeinige Konopaty. Er musterte Andrej mit lustigem, fast verliebtem Blick. Als er des Gewehrs ansichtig wurde, grinste er geheimnisvoll und forschte:

„Wollen wir Hasen jagen?"

„Hasen wie Wölfe, wenn sie uns über'n Weg laufen", erwiderte Andrej ebenso geheimnisvoll.

„Goldrichtig!"

Marinka, ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, sah ihren Bruder verständnislos an. Als Andrej noch Briefe von der deutschen Front schrieb, kamen darin unverständliche Worte vor; sie, Marinka, hatte diese Worte auf ihre Weise gedeutet. Man wußte aus Briefen von den Bolschewiki, die an der Front aufgetaucht waren, aber sie konnte nicht sagen, ob diese gut waren oder schlecht. Eins nur war verständlich: Die Bolschewiki waren für die Armen und hatten für die Reichen und für den Krieg nichts übrig; gegen die deutschen Bauern und Soldaten wollten sie auch nicht kämpfen. Nun, da sie ihren Bruder in dem schmutzigen, ölverschmierten Hemd dasitzen sah und sein Gewehr betrachtete, das überm Bett hing, dachte Marinka: Er ist sicherlich ein Bolschewik.

Später kam auch Stepan Kriwzow seinen Nachbar besuchen.

Er hatte bereits den Reisestaub abgewaschen und die verlauste Wäsche weggeworfen, nun schaute er schon erleichtert drein. Gestreifte handgewebte Hosen und ein nagelneues Kattunhemd trug er, überhaupt glich er wieder jenem einstigen Mushik, der von Bauerndingen sprach und lustig über alles Erlebte plaudern konnte, was einem im Alltag des schweren Soldatendaseins widerfahren kann. Aber als er das Gewehr überm Bett erblickte, fragte er argwöhnisch:

„Wozu hast du's mitgeschleppt?"

„Es mußte sein!" sagte Andrej fest.

„Hast dir die Flausen immer noch nicht aus dem Kopf geschlagen?"

„Ich schlag sie mir auch nicht aus dem Schädel!" sagte Andrej noch entschlossener. Sie gerieten in Streit.
„Gutes kommt dabei wenig heraus", sagte Kriwzow. „Bin ich denn schuld, daß ich drei Pferde hab'? Kann man etwa alle Menschen gleich machen? Das wird niemals sein, das hat's noch nie gegeben. Bald wird die konstituierende Versammlung tagen, und alle Angelegenheiten auf ihre Weise klären und entscheiden, wir aber müssen erst mal abwarten . . ."
Andrej hieb mit der Faust auf den Tisch und sagte hart: „Zum Teufel mit eurer konstituierenden Versammlung, wenn ich drei Jahre lang im Schützengraben herumgelegen hab'! Diese Versammlung erkennt nur reiche Leute an, uns als kleine Fische lassen sie dort nicht zu. Ich aber will, daß wir selber da sitzen und unsere Angelegenheiten regeln, weil wir am besten wissen, was uns auf den Nägeln brennt . . ."
Eine Stunde später raunte man schon im ganzen Dorf: „Andrej, Polikarps Junge, hat sich den Bolschewiki verschrieben. Ist heut' nacht aus dem Krieg heimgekommen und hat 'ne Flinte mit Patronen mitgebracht, er will gegen die Reichen kämpfen, die drei Pferde haben . . ."
Die Mushiks schauten verschüchtert drein, zogen schon von weitem vor ihm die Mützen und wiesen mit dem Finger auf ihn, sagten: „Der Bolschewik."
Tatjana, seine Frau, beäugte ihren Andrej argwöhnisch. Drei Jahre lang hatten sie sich nicht gesehen, und nun mochte er nicht einmal mit ihr schäkern. Er fragte nicht, wie sie ohne ihn ausgekommen war, und woran sie in den einsamen Nächten gedacht hatte, interessierte ihn nicht. Es konnte nicht anders sein, als daß er sie verlassen wollte. Tagsüber reinigte er sein Gewehr, pustete durch den Lauf und spähte mit einem Auge scharf hindurch, dann wog er die Kugeln in den Händen. Wie soll man ihn da verstehen? Wie konnte sie ihm da mit Weibersorgen nahen?
Und seine Mutter begann zu jammern:
„Ich spür's, es gibt ein Unglück! Wozu hat er die Flinte bloß mitgebracht. In unserer Kate hat es noch niemals ein Gewehr gegeben. Ich werd' ihn hinauswerfen und von seinen sündhaften Gedanken heilen!"
Vater Polikarp Semjonytsch ächzte verhalten.
Und die Mushiks draußen auf der Straße sagten: „Hast 'nen sauberen Sohn, Polikarp Semjonytsch, und wirst mit ihm allerhand Ärger kriegen. Allein mit seinem Gewehr kann er uns doch nichts antun. Wenn er das Getreide antasten will, schlagen wir ihn tot. Also, sag deinem Sohn, er soll sich die Flausen aus dem Kopfe schlagen. Wir kennen keine Bolschewiki und wollen auch nie welche kennenlernen. Haben still, friedlich und bescheiden gelebt und wollen weiter so leben, keiner soll sich versündigen. Und wenn ihr zwei auf dem Hof bloß ein Pferdchen habt, sind nicht wir daran schuld . . ."
Lange wälzte sich der Vater ächzend auf seinem Lager, dann sagte er eines Nachts zu Andrej: „Großen Kummer hast du mir gebracht. Andrjuschka! Da legte ich mich früher zur Ruhe und bin eingeschlafen wie'n Toter. Jetzt aber wälze ich mich herum und kann kein Auge zumachen! Was für neue Ordnung willst du einführen?"
„Meine Ordnung ist bekannt", sagte Andrej ruhig. „Wir zwei, du und ich, haben armselig gelebt und werden in Armut sterben, wenn es keine neue Ordnung gibt. Noch nicht lange bin ich zu Hause, aber es jammert einen, wenn man unser bißchen Leben ansieht. Hab' ich vielleicht drei Jahre im Schützengraben gelegen, damit der Ladenbesitzer Kornej wieder über uns verfügen kann? Ich bin im Komitee für Volksmacht gewesen, und dort wirtschaftet derselbe Kornej mit geschwollenem Hals herum, im Ausschuß für die

Bodenverteilung führt Prochor Bagai, im Lebensmittelkomitee der Pope mitsamt dem Diakon das große Wort. Das kleine Volk braucht Brot und Getreide, aber bei den Reichen fressen es die Mäuse. Solche Verhältnisse kann ich nicht dulden, und ich will, daß es auf meine Weise gehandhabt wird."

„Was bezweckst du denn?" fragte der Vater.

„Ich werde erst mal einige Reiche stutzen, denn die haben allzu lange Haare."

„Willst dich wohl gar versündigen?"

„Was soll das für Sünde sein? Ich hatte keine Zeit, es zu was zu bringen, hab' drei Jahre an der Front eingebüßt."

„Getreide gibt dir keiner!" fiel ihm der Vater heftig ins Wort. „Da fängst du eine unnütze Sache an, für die du zu wenig Grips im Kopf hast . . ."

„Das werden wir noch sehen", sagte Andrej lachend. „Darum hab' ich ja das Gewehr mitgebracht. Will man im Guten nichts herausrücken, so muß ich es mit der Waffe in der Hand erzwingen . . ."

„Was willst du schon allein erreichen, du Dummerjan?" murrte der Vater wieder.

„Wieso denn allein?!" sprach Andrej und lächelte. „Solche wie mich gibt's eine Menge. Wir passen nicht in einen Sack. In jedem Dorf werden sich, sowie man ein bißchen daran rüttelt, welche finden und in der Stadt noch mehr . . ."

Marinka, die jüngere Schwester, sah verwundert auf.

Als sie in der Kate allein geblieben waren, fragte sie Andrej:

„Bist du wirklich 'n Bolschewik, Bruderherz?"

Andrej musterte sie verblüfft, ja beinah neugierig. Dann sagte er:

„Willst du das genau wissen?"

„Ja. Ich hab' von ihnen gehört, aber ich weiß nicht, ob sie für uns sind."

„Wart mal noch ein Weilchen. Sobald wir mit

Illustration: Wolfgang Würfel

der Arbeit anfangen, wirst du sehen, was für Leute die Bolschewiki sind. Vorher läßt sich das sowieso nicht erzählen . . ."
Des Nachts versammelten sich in der Kate von Konopaty drei Männer, die drei Bolschewiki aus Lukjanowka: Andrej, der einbeinige Konopaty selber und Wasslja-Baslja, der frühere Hirte. Andrej las ihnen die Zeitung vor, berichtete, was sich in der Stadt tat und rief sie auf, fester zusammenzuhalten.
Auf dem Tisch blakte eine Petroleumlampe, und die Herbstnacht machte sich am Fenster mit feinen Regenspritzern bemerkbar. Lange saßen die drei Bolschewiki, auf die Tischplatte gestützt, sie stritten und diskutierten, lärmten und sahen vor sich ein anderes, helleres Licht, und in diesem Licht stand ein anderes, besseres Leben, errichtet auf den Fundamenten Gleichheit und Brüderlichkeit. Und die drei Bolschewiki aus Lukjanowka, die an dieses neue Leben glaubten, waren bereit, jeden Weg zu ihm zu gehen.
Als erster sagte Andrej nach der Lektüre: „Hört mal her, Brüder Habenichtse. Wir gehen da an ein großes Werk, aber wird's uns an Geduld dazu reichen? Vielleicht müssen wir wirklich kämpfen und wieder zu den Waffen greifen? Freiwillig gehen uns die reichen Leute nicht aus dem Weg. Wie denkst du darüber, Wassili?"
Wasslja-Baslja bemerkte entschlossen: „Wir werden uns ein bißchen raufen, wenn's soweit kommt."
Konopatys Frau Praskonja, die an der Wiege saß und dem Gespräch der Männer zuhörte, sagte erbost:
„Was für Teufelei wollt ihr denn noch? Habt ihr's noch nicht über, euch zu raufen? Meinem Mann haben sie ein Bein abgeschossen, was aber soll ich mit ihm anfangen, wenn es ihm das andere noch abreißt?"
„Schon gut, hab' keine Angst", sagte Konopaty lachend. „Ich werd' dir nicht auf der Tasche liegen, und huckepack brauchst du mich auch nicht zu schleppen. Was unsere Belange angeht, so kannst du nicht mitreden . . ."
Praskonja wurde vollends wütend.
„Ihr Kriegerchen, ihr wackelt nur mit den Hosenlätzen herum und verfunzelt umsonst um die Nachtzeit das Petroleum . . ."
Auch Tatjana daheim war böse, als Andrej zu später Stunde zurückkehrte. Sie ängstigte sich und bettelte, er möge von der Sache ablassen und nicht mehr fortgehen. Andrej aber sah, in der dunklen väterlichen Kate liegend, ein anderes Leben vor sich, das ihn mit unwiderstehlicher Gewalt mitriß und fortzog.
In jener Nacht, als er von Konopaty heimkehrte, war er in einer Gasse Stepan Kriwzow begegnet. Schon beim ersten Wort, das sie wechselten, merkte Andrej, daß dieser Stepan ihm ein unversöhnlicher Feind geworden war. „Läufst also zur Versammlung?" forschte Stepan und rückte die Mütze tiefer in die Stirn.
„Ja, ich gehe hin", antwortete Andrej unwillig.
„Und was bezweckst du mit der Lauferei?"
„Das ist meine Sache."
„Hör mal, Andrej!" sprach Stepan nun hastig. „Die Leute sagen, du stellst eine Bande auf. Auch gibt's Gerüchte, daß du deinen Blick auf fremde Scheuern richtest. Soweit darf's nicht kommen! Als wir nicht mehr kämpfen wollten, war ich draußen im Graben auch Bolschewik, aber nun sollte man diese Ansichten aufgeben. Sofern du aber diesen Standpunkt auch hier beibehalten willst, Andrej, wird es schlimm ausgehen zwischen uns. Ich hab's gehört, was die Mushiks reden . . . am hellichten Tag wollen sie dich umbringen . . . auf keine hundert Schritt werden dich die Bauern heranlassen an ihr geheiligtes Getreide."
Andrej sah dicht vor sich Stepans zitternden Bart und ballte die Fäuste, bereit, in diesem Moment schon zu kämpfen. Dann sagte er hart:
„Umsonst willst du mir Angst machen, Nachbar, umbringen könnt ihr mich noch lange nicht, das schreckt mich auch nicht weiter, aber schon gar nicht werdet ihr mich auf eure Seite hinüberziehen. Das gelingt euch niemals! Ich weiß, was ich tu. Jetzt drückt ihr mit eurem Stimmrecht auf die ganze Gemeinde, weil ihr viele seid, aber mit der Zeit werden wir Oberhand gewinnen . . ."
„Drohe nur nicht!" schrie Stepan.
„Aber schreck auch du mich nicht!" erwiderte Andrej.
Daheim erwartete die Mutter ihn tränenüberströmt. Sie versuchte, ihm zärtlich zuzureden: „Andrujschenka, Lieber, was hast du nur vor mit uns?" wimmerte sie. „Spürst du wirklich nicht, wie mein Mutterherz sich quält und ängstigt? Wir können uns ja kaum mehr auf der Straße zeigen, alle sehen uns scheel an. Sie weisen mit Fingern auf mich und Vater, sagen, wir hätten einen mißratenen Sohn gezeugt . . ."
Andrej winkte ab und sprach:
„Brauchst nicht zu weinen, Mama. Das ist nichts zum ängstigen!"
„Wieso nicht?!" wandte der Vater ein. „Gestern haben sie mir geradeheraus gesagt, du müßtest erschlagen werden, weil du die einen Leute gegen die anderen aufwiegelst . . . Wann hat man so was denn gesehen, daß ein Bauer beim anderen gewaltsam eindringt, nur wegen Getreide?!"
„Rücken sie es im Guten nicht heraus, dann müssen wir es ihnen abnehmen", sagte Andrej brüsk. Danach war ihm kein Wort mehr abzuringen.
Marinkas Leben ging weiter seinen gewohnten Gang. Sie huschte des Abends hinaus auf die Dorfstraße und sang mit den anderen Mädchen Lieder, tagsüber verrichtete sie die Hausarbeit.

Und wenn sie den Gesprächen der Bauern zuhörte, dachte sie an etwas anderes, das zum Leben eines jungen Mädchens nicht zu passen schien: Um Andrej scharten sich junge Soldaten, die eben von der Front zurückgekehrt waren. Sie sprachen von einem gewissen Lenin, der das ganze Leben umkrempeln will. Die Soldaten versammelten sich beim Feuerwehrschuppen, stritten und schrien sich in Rage und führten lange, hitzige Gespräche. Auch Andrej sprach von einem Feuerwehrbottich aus, und alle lauschten seinen Worten. Nur die Reichen hätten ihn am liebsten in Stücke gerissen. Die Bauern versammelten sich gesondert in kleinen Gruppen und gingen mit langen Stangen durchs Dorf, manchmal trugen sie auch Dreizack-Gabeln mit sich. Zwischen den Armen und den Reichen entstand immer größere gegenseitige Feindschaft, dumpfer, unversöhnlicher Haß griff um sich. Und dann geschah etwas völlig unerwartetes. Aus der Stadt kam ein Eilbote angesprengt mit einer Depesche, und die jungen Soldaten aus dem ganzen Dorf strömten im Komitee der Volksmacht zuhauf, sie setzten an einem Tag Kornej und ebenso Bogaj ab und lösten das Komitee selbst auf.

Die Oktoberrevolution war nach Lukjanowka gekommen. Mit ihrem Feueratem blies sie über das Dorf und versengte das geruhsame Lukjanowkaer Leben, ließ es über die Ufer treten.

„Die Bolschewiki haben die gesamte bisherige Leitung verjagt!"

„In ganz Rußland haben sie die Macht in ihre Hände genommen!"

„In Moskau . . ."

„Und in Petrograd auch . . ."

„Überall sitzen Bolschewiki am Ruder!"

So hieß es in Lukjanowka. Man erregte sich, schrie und flüsterte.

Andrej kam nach Hause, aufgekratzt, abgerissen und kaum wiederzuerkennen. Seine Augen blitzten, die Nasenflügel bebten. Er erblickte die Schwester und rief ihr zu:

„Nun, Marinka, genug gewartet! Jetzt sieh dir mal an, was für Kerle die Bolschewiki sind . . ."

Marinka kannte sich wenig darin aus, es war nicht Jungmädchensache, paßte nicht recht in ihren Verstand. Doch, so wie sich Andrej hinsetzte, an denselben Tisch, wo zuvor der Ladenbesitzer Kornej im Komitee der Volksmacht gesessen hatte, sagte sie zu den Altersgefährtinnen:

„Unseren Bruder haben sie zum Vorsitzenden gewählt . . ."

Nach einer Woche aber mußte Marinka etwas Schreckliches erleben:

Eine Horde hungernder landloser Bauern begab sich mit Säcken zum Deputierten-Dorfsowjet, und nur Andrej stand auf der Freitreppe des Kreisrats und sagte laut, die Mütze in den Nacken geschoben:

„Genossen, versammelt euch alle hier!"

Die Reichen gafften verdutzt aus den Fenstern, verschwanden aber rasch wieder und eilten von Straße zu Straße. Eilig versahen sie die Scheuern mit Vorhängeschlössern, versteckten ihr Geld. Äxte blitzten, geschärft und bereit zum Widerstand. Die Bauern kamen in Bewegung und drängten vorwärts, als seien sie ohne Wein trunken. Hieben gegen die Wände, drängten gegen die Mauern, Kugeln pfiffen durch die Luft – blutiges Gewimmel war im Gange.

„Nieder mit den Habenichtsen!"

„Schlagt sie zusammen, die Bolschewiki!"

„Es ist unser Getreide!"

„Fangt die Anführer ein!"

Marinkas Herz zog sich zusammen in tödlicher Angst um den Bruder.

„Sie schlagen ihn tot, die Wahnsinnigen!"

Da erinnerte sie sich des Gewehrs über dem Bett und jagte wie ein Steppenpferd nach Hause. Halb von Sinnen raste sie in die ärmliche Kate, riß das Gewehr von der Wand und schnellte wieder hinaus auf die Straße. Am Gartentor trat ihr der Vater in den Weg und rief:

„Halt!"

Marinka wurde sich gar nicht bewußt, daß sie den Vater beiseiteschob und an der Mutter vorbeirannte, die in Tränen auf die Straße wankte. Andrej selbst kam ihr in zerfetztem Hemd entgegen, die Bauern rannten ihm hinterher und schwenkten Pfähle.

„Bruder, Brüderchen, das Gewehr!" rief Marinka.

Die Bauern wichen vor der Waffe zurück. Andrej und Marinka standen auf der Straße, verblüfft vor Freude.

„Wie bist du nur darauf gekommen?" fragte Andrej später.

„Weiß selber nicht. Ich war halbtot vor Schrecken und fürchtete, die Bauern könnten dich töten. Da fiel mir das Gewehr ein an der Wand. Und da bin ich halt nach Haus gerannt . . ."

Der Vater begann zu schimpfen:

„Den Hals wirst du dir brechen, wenn du dich in Bauerndinge einmischst, und zur Frau wird dich Scheusal auch keiner wollen."

Marinka sah den Bruder zweifelnd an, ob der des Vaters Worte teilte.

Doch Andrej sagte zu ihr:

„Keine Angst, Marinka, du hast dich als Bolschewikin bewährt. Wenn mir mal etwas zustößt, wirst du mich nicht verraten."

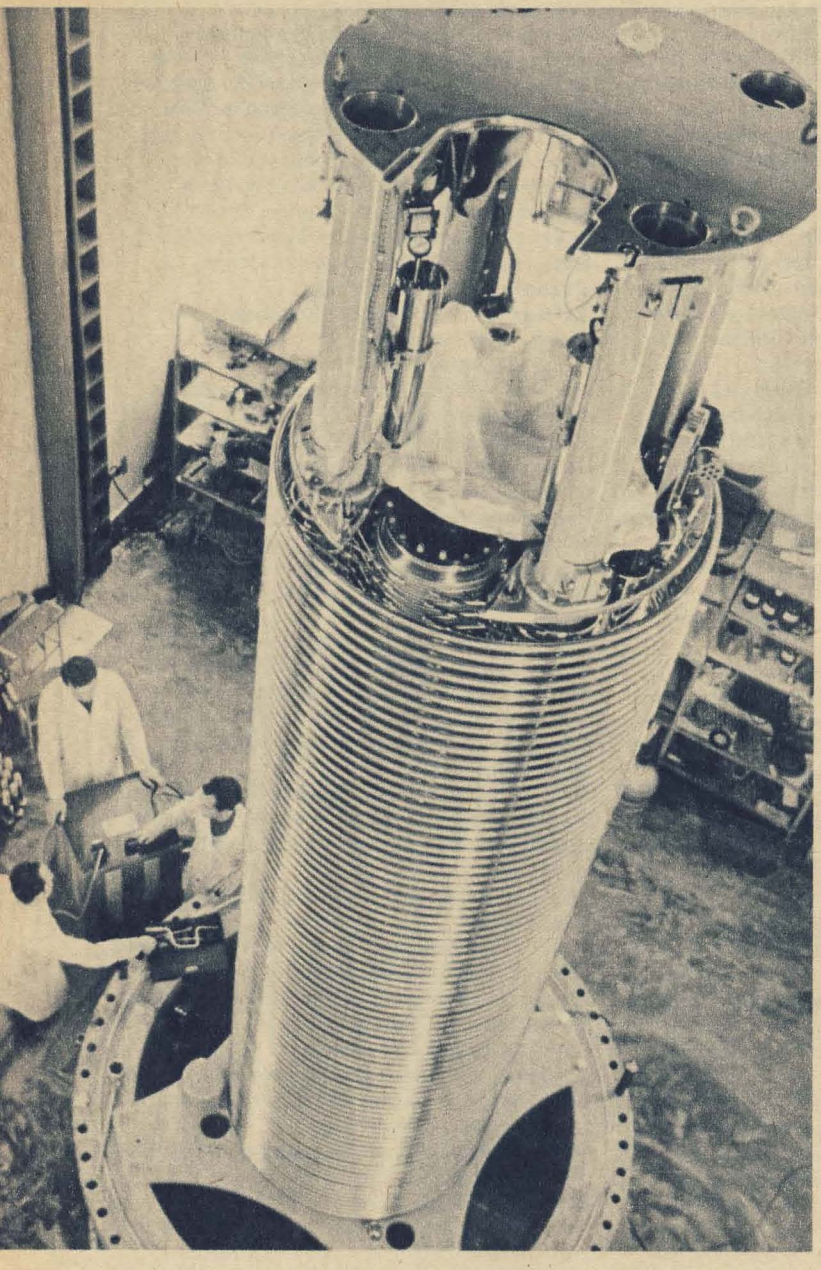
„Aber was kann ich denn schon?" sagte Marinka errötend.

„Da braucht einer nicht viel zu können. Wenn die Reichen die Armen unterdrücken, halt dich näher an die Armen. Den Krieg erklären uns die Reichen, und dann greif zum Gewehr. Verstanden?"

Marinka antwortete lächelnd:

„Das hab' ich schon verstanden . . ."

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer



Wie sich die Bilder – nicht gleichen! Links ein Hochleistungsgerät aus der SU zu Forschungszwecken in der DDR aufgebaut. Rechts: Kontrolle der Filme vom größten Teilchenbeschleuniger der Welt in Serpuchow, wo auch DDR-Wissenschaftler Erfahrungen sammeln können. Wie sich die Bilder gleichen!

HANDEL im Wandel der Zeit

AR: Genosse Noll, wie man Elektriker, Schlosser, Traktorist, Lehrer oder Arzt wird, ist meistens bekannt. Aber wie wird man Mitarbeiter einer Handelsvertretung?

GERD NOLL: Natürlich nicht auf eine Annonce hin. Am besten, ich sage Ihnen, wie es bei mir war. Seit 17 Jahren bin ich im Ministerium für Außenwirtschaft und in Außenhandelsbetrieben tätig. Da kommen eine Menge praktischer Erfahrungen zusammen, die man in einer Auslandsvertretung unbedingt braucht. In diese Zeit fällt auch mein Studium an der Parteihochschule. Vor vier Jahren wurde ich dann nach Moskau delegiert, und voriges Jahr hat mich der Minister zum Stellvertreter unseres DDR-Handelsvertreters berufen. Also eigentlich ein ganz normaler Weg.

AR: Jetzt haben Sie uns neugierig gemacht – war Ihr Weg bis ins Ministerium auch in dieser Weise „normal"?

GERD NOLL: Ja und nein. Er war jedenfalls charakteristisch für unsere Entwicklung. Ich stamme aus Jena und habe bei Zeiss – noch in der alten, kapitalistischen Firma – Feinmechaniker gelernt. Nach dem Krieg konnte ich Wirtschaftswissenschaften studieren. Ich bin jetzt 49 Jahre alt, gehöre also noch zu einer Generation, aus der viele am antifaschistisch-demokratischen Aufbau aktiv beteiligt waren. Die Partei hat uns heute an dem einen, morgen an einem völlig anderen Abschnitt gebraucht. So kam es, daß ich zum Beispiel eine Zeitlang im FDGB-Bundesvorstand für Hochschulpolitik verantwortlich war, speziell für die Auswahl und Delegierung zum Arbeiter-und-Bauern-Studium. Später habe ich, was vielleicht besonders für Ihre Leser von Interesse ist, als Politoffizier bei unseren bewaffneten Organen gedient.

Wir sprachen
mit Diplom-Wirtschaftler Gerd Noll,
Stellvertreter
des Handelsvertreters
der DDR in der UdSSR

AR: Kommen wir zum Außenhandel zurück. In Berlin ist die sowjetische Handelsvertretung im gleichen Gebäudekomplex wie die Botschaft der UdSSR untergebracht. Verhält es sich mit unseren Organen in Moskau genauso? Ist der Botschafter auch Ihr Vorgesetzter?

GERD NOLL: Die Botschaft ist die Repräsentanz des jeweiligen Staates im Gastland, in unserem Falle die Vertretung der DDR in der UdSSR. Der Botschafter steht an der Spitze der einheitlichen Auslandsvertretung unseres sozialistischen Staates. Selbstverständlich ist der Botschafter damit auch der disziplinarische Vorgesetzte aller in der UdSSR lebenden DDR-Bürger.

Die Handelsvertretung der DDR in der UdSSR ist als Organ des Ministeriums für Außenwirtschaft Bestandteil dieser einheitlichen Auslandsvertretung. Dieses Grundprinzip gilt für unsere Handelsvertretung in gleicher Weise wie für die Handelspolitische Abteilung bei unseren Botschaften in anderen sozialistischen Ländern.

Die räumliche Unterbringung ist dabei völlig ohne Bedeutung.

Der Status unserer Handelsvertretung ist auf der Grundlage der Gegenseitigkeit im Vertrag über Handel und Seeschiffahrt zwischen unseren Regierungen vereinbart. Die Bezeichnung „Handelsvertretung" entspricht der sowjetischen Tradition. Handelsvertretungen wurden mit Entstehung der jungen Sowjetmacht als Instrument des Sowjetstaates zur Sicherung des staatlichen Außenhandelsmonopols geschaffen.

AR: Im Interesse vieler Leser könnte man hinter der vorgehaltenen Hand fragen: Spielt sich die Arbeit des Genossen Noll nur hinter dem Schreibtisch oder auf Empfängen ab?

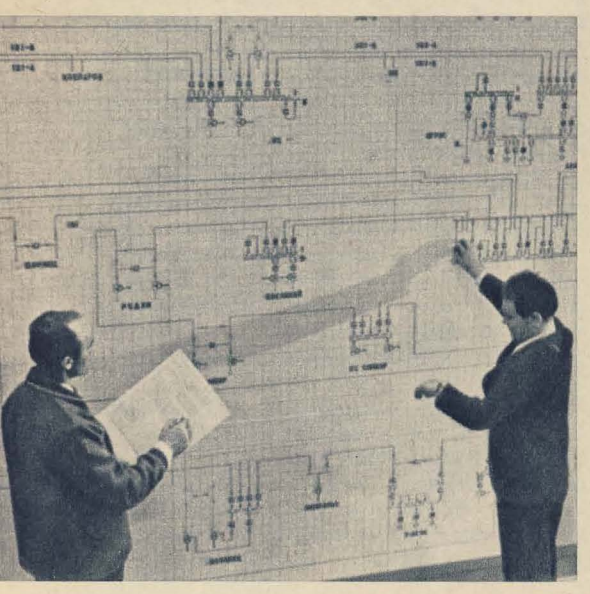
GERD NOLL: Gegenwärtig, d. h. im Zeitraum 1971–1975, ist das umfangreichste Handelsabkommen, das je zwischen zwei Staaten abgeschlossen wurde, zu verwirklichen.

Aus vielen Veröffentlichungen wissen Ihre Leser, daß es praktisch kein Gebiet in unserer Industrie und Landwirtschaft, ja in unserem ganzen vielseitigen Leben gibt, das nicht enge Berührungspunkte und Gemeinsamkeiten mit der UdSSR hat. Unsere ökonomischen Beziehungen umfassen alle Erzeugnisgebiete. Das macht natürlich die direkte und indirekte Mitwirkung vieler erforderlich, um die Warenbeziehungen im Export wie im Import zu leiten, zu organisieren und zu koordinieren.

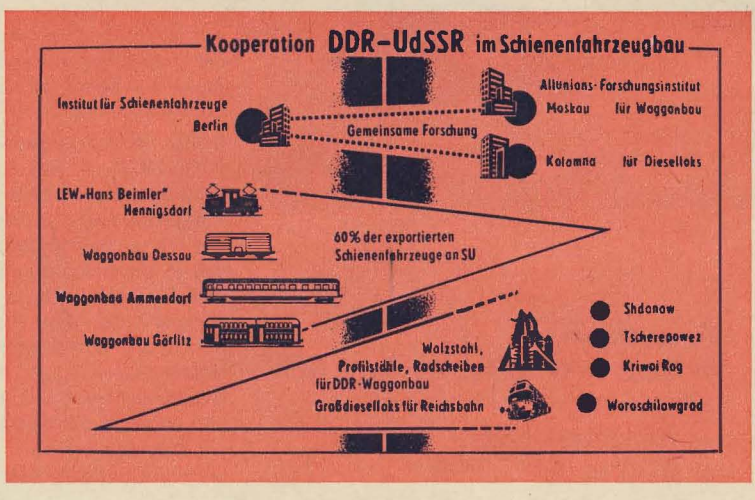
Auf Ihre Frage möchte ich direkt antworten: In der Handelsvertretung Moskau wird wie in allen Auslandsvertretungen ein hartes Stück Arbeit geleistet. In enger Zusammenarbeit mit Produzenten und Abnehmern in der DDR wirken wir an der Lösung oft komplizierter Probleme mit.

Dazu ist es erforderlich, am Schreibtisch zu arbeiten und wichtige Fragen zu analysieren. Doch machen sich Beratungen mit anderen Genossen und Kollektiven ebenso notwendig wie Dienstfahrten in verschiedene Regionen der UdSSR, all dies als notwendige Formen unserer Arbeit, eines geht nicht ohne das andere.

Und bei Empfängen, die es natürlich auch gibt, ist nicht das Essen die Hauptsache. Wichtig sind die Gespräche, die dabei mit unseren sowjetischen



Eine – scheinbar – nur simple Meßlatte einerseits, und eine für den Laien supermoderne Schalttafel andererseits. Lachende Gesichter dort – nüchternes Bedienen von Hebeln hier. Und doch ist beides verwandt. Das eine Foto zeigt Studenten aus Halle und Moskau bei einem internationalen Studententreffen im sonnigen Georgien. Das andere läßt uns in einen Arbeitsraum des gemeinsamen Energieverbundnetzes der RGW-Staaten blicken.



Genossen geführt werden. Nebenbei bemerkt: viele gute Gedanken sind bei solchen Anlässen beraten worden, Ideen, die sich sehr fördernd auf unsere beiderseitigen Beziehungen ausgewirkt haben.

AR: Ihre Tätigkeit bedingt demzufolge, wenn man das so sagen darf, die Einwirkung nach „innen", auf die DDR-Außenhandelsbereiche, und das Wirken nach „außen", auf unsere sowjetischen Partner?

GERD NOLL: Das ist richtig, wobei beides auf den weiteren Ausbau unserer Beziehungen gerichtet ist. Das ist das allerwichtigste, danach streben wir ja ständig. Für mich bringt das viele direkte Kontakte zu sowjetischen Genossen in den verschiedensten Organen mit sich. Man darf nicht übersehen, daß diese Art gleichberechtigter Zusammenarbeit mit der Verwirklichung des RGW-Komplexprogrammes an Gewicht und Umfang in den nächsten Jahren erheblich zunimmt.
Etwas profan ausgedrückt: dabei werden die Brötchen von morgen gebacken. Das Komplexprogramm ins Leben umzusetzen, den Prozeß des Ineinanderwachsens weiterzuführen – dafür setzen wir alle Kraft und alles Können ein.

AR: Um bei den Brötchen von heute zu bleiben, daß sie viel größer sind als die von gestern, ist ja nicht nur Wirkung irgendeiner Hefe. Da steckt wirklich mehr „Material", mehr Substanz dahinter. Vor zwei Jahren wurde zwischen unserer Republik und der UdSSR der größte jemals in der Welt abgeschlossene Handelsvertrag vereinbart.

Das Volumen ist mit 100 Milliarden Valuta-Mark geradezu riesenhaft. Wieviele Eisenbahnwaggons mit Export- und Importgütern passieren eigentlich täglich den Grenzbahnhof Frankfurt (Oder)?

GERD NOLL: Im Kopf habe ich die genauen Zahlen nicht, aber 50 Züge mit insgesamt rund zweieinhalbtausend Waggons an den Grenzübergangsstellen zur VR Polen sind es. Dabei ist ja Frankfurt nicht der einzige Bahnhof und die Eisenbahn auch nicht das einzige Transportmittel. Auch der Seeweg wird benutzt.

AR: Ist er nicht zu teuer?

GERD NOLL: Abgesehen davon, daß die Eisenbahnkapazität allein gar nicht reicht, wir also auf den Schiffstransport angewiesen sind, ist selbst ein kurzer Seeweg z. B. für Massengüter billiger, etwa für Roh- und Schnittholz, auch für Stahl- und Walzgut und anderes.
Übrigens nimmt auch der LKW-Transport künftig stark zu. Unter Umständen kann der schnellere Transport, etwa von Nahrungsmitteln, wichtiger, d. h. ökonomischer sein als geringere Transportkosten.
Wir hatten bei der riesigen Steigerung unseres Warenaustausches mit mancherlei Schwierigkeiten gerechnet. Aber durch das gute Zusammenwirken der beteiligten Reedereien, der beiden Staatsbahnen und auch der polnischen Eisenbahn, rollt die Sache sehr gut. Die sowjetischen Arbeiter und die Werktätigen unserer Betriebe haben gerade die bessere Nutzung der Transportwege dadurch unterstützt, daß sie kontinuierlicher als in den Vorjahren produzieren und liefern. Die Spitzentransportzeiten an den Quartalsenden sind dadurch spürbar entlastet worden.

AR: Handel reimt sich auf Wandel. Kann man eigentlich angesichts der tiefgreifenden und umfassenden Außenwirtschaftsbeziehungen mit der Sowjetunion noch vom Handel im herkömmlichen Sinne sprechen?

GERD NOLL: In ein paar Sätzen ist das schwer zu beantworten. Ich will hier nur auf folgendes hinweisen: Die Grundlagen unseres Handels sind enge brüderliche Beziehungen zwischen unseren Parteien, Staaten und Völkern. Schon insofern sind unsere ökonomischen Beziehungen alles andere als herkömmlich. Wir helfen uns gegenseitig, den Bedarf der beiden Länder immer besser zu befriedigen. Dabei steht der Gebrauchswert der Erzeugnisse im Vordergrund. Deshalb sind auch Importe und Exporte in höchster Qualität so wichtig. Als wir das Jahresprotokoll 1972 unterzeichnet haben, sagte der sowjetische Außenhandelsminister, Genosse Patolitschew: Wenn von 100 000 Paar Schuhen ein Paar nicht taugt, läßt sich das in Prozenten kaum ausrechnen. Aber für den, der ein Paar solcher Schuhe kauft, sind es 100 Prozent. Das ist genau auch unsere Meinung.

AR: Grundlage für die Verflechtung der Volkswirtschaften ist die Produktion. Und gehandelt werden kann nur, was vorher produziert worden ist . . .

GERD NOLL: Ja, natürlich. Die Außenhändler sind Mitgestalter des ganzen Prozesses. Denn, um das ökonomisch zu sagen, in der Zirkulationssphäre wird das realisiert, was vorher produziert wurde. Dabei entstehen viele neue Erkenntnisse, werden Vorschläge geboren für die Ausweitung unserer Beziehungen. Sind sie brauchbar, werden sie von der Produktion aufgegriffen. Letztlich findet das in neuen Vereinbarungen seinen Niederschlag.

Ein Beispiel: Kürzlich wurde im Moskauer Ordshonikidse-Werk, einem der führenden Werkzeugmaschinenproduzenten der UdSSR, ein Experimentalzentrum numerisch gesteuerter Werkzeugmaschinen eingerichtet. Es enthält auch eine ganze Reihe hochwertiger Aggregate des DDR-Werkzeugmaschinenbaus. Der Zweck solcher Zentren besteht unter anderem darin, die Kunden in beiden Staaten über Liefer- und Einsatzmöglichkeiten zu informieren. Daß dieses Zentrum zustande gekommen ist – übrigens schon das zweite in Moskau – können sich auch die Außenhändler zugute halten. Gemeinsam mit dem Industriezweig ist alles vorbereitet worden. Jetzt hilft dieses Zentrum, den Prozeß der Integration auf diesem Gebiet weiter zu vertiefen.

AR: Der Warenaustausch der sozialistischen Länder hat sich in zehn Jahren versechsfacht, der zwischen den wichtigsten kapitalistischen Ländern vervierfacht. Ist eine ähnliche unterschiedliche Entwicklung auch für die Zukunft zu erwarten?

GERD NOLL: Nach meiner Meinung: ja. Ich glaube, daß der Warenaustausch zwischen den sozialistischen Partnern auch weiterhin schneller wachsen wird. Das Komplexprogramm des RGW hat ja zum Inhalt, durch noch weitgehendere Vereinigung unserer Kräfte in der sozialistischen Staatengemeinschaft das Tempo der Entwicklung zu beschleunigen. Dies ist das Herzstück unserer ökonomischen Beziehungen. Und je tiefer die Zusammenarbeit und Arbeitsteilung, desto größer auch der Umfang des Handels. Man muß bedenken, daß das Komplexprogramm noch nicht alt ist. Vieles davon wird erst in Jahren voll wirksam.

AR: Die reaktionäre Presse behauptet immer wieder, die Sowjetunion nutze den Handel mit ihren sozialistischen Partnern nur für sich.

GERD NOLL: Dieses ganze Gerede ist widerwärtig, entbehrt jeder Grundlage. Zwischen uns gelten voll und ganz sozialistische Prinzipien, und jede Verletzung im Einzelfalle würde auf beiden Seiten strikt unterbunden. Was uns die Sowjetunion an uneigennütziger Hilfe erweist, kann gar nicht hoch genug geschätzt werden. Natürlich wird im Außenhandel jede Leistung bezahlt.

Aber ich weiß aus eigener Erfahrung, wie oft die sowjetischen Genossen überlegt und eigene Vorhaben zurückgestellt haben, nur um uns weiterzuhelfen. In der Sowjetunion wird viel erforscht und projektiert, was dann bei uns hingesetzt wird. Natürlich gibt es viele gemeinsame Entwicklungen, aber jeder kann sich ausmalen, was wir leisten können und was unsere Freunde mit ihrem riesigen Wissenschaftspotential. Die Sowjetunion hilft uns heute wie in allen Jahren zuvor, wie sie uns einmal ganz am Anfang mit 1 000 Traktoren geholfen hat.

AR: Eine Frage, die oft gestellt wird – wie werden Preise berechnet, und was ist ein transferabler Rubel?

GERD NOLL: Die Prinzipien der Preisbildung sind zwischen allen RGW-Staaten vereinbart. Das Verfahren wird jedesmal durch die Regierungen bestimmt, und zwar in der Regel für den Fünfjahrplanzeitraum. Grundlage sind die Preise auf den jeweiligen Hauptmärkten.

Transferable Rubel sind kein Geld im eigentlichen Sinne. Es sind Verrechnungseinheiten, die auf den Konten der RGW-Bank bewegt werden. Sie sind ein technisches Hilfsmittel, eine Verrechnungswährung zwischen den RGW-Staaten. Die Anwendung des transferablen Rubels vereinfacht die Abrechnung der Warenbewegungen.

AR: Wie unterscheiden sich die Aufgaben Ihrer Handelsvertretung von denen in einem kapitalistischem Land?

GERD NOLL: Die Aufgaben unserer Handelsvertretung werden durch die engen brüderlichen Beziehungen der DDR zur UdSSR bestimmt. Wir sehen gerade darin unsere Hauptaufgabe, durch unsere Arbeit diese Beziehungen noch enger und erfolgreicher gestalten zu helfen. Entscheidend wird unser weiterer Wirtschaftsaufschwung durch die Beziehungen mit der Sowjetunion beeinflußt. Alle wesentlichen Schritte gehen wir gemeinsam mit unseren sowjetischen Freunden.

AR: Beim größten Handelspartner wird naturgemäß die größte Handelsvertretung unterhalten. Werden bei der wachsenden Zusammenarbeit in Ihrer Dienststelle mehr Außenhändler arbeiten?

GERD NOLL: Wir haben die Aufgabe, die künftigen Aufgaben mit den gleichen Kräften zu bewältigen. Wir können ja – der Spaß sei gestattet – die Republik nicht entvölkern.

AR: Herzlichen Dank, Genosse Noll, für die Zeit, die Sie sich für die Beantwortung unserer Fragen genommen haben.
Unsere besten Wünsche gelten – wir sind da durchaus eigennützig – Ihrer erfolgreichen Arbeit und der Ihrer Kollegen in der Moskauer Uliza Dimitrowa 31, dem Sitz unserer Handelsvertretung.

Jan Koplowitz „Geschichten aus dem Ölpapier"
Mitteldeutscher Verlag Halle,
677 S., 10,80 M.

Es gibt Bücher, die haben ihr Schicksal. Dieses kann man ihnen zurechnen. Vieles, was hier gedruckt ist, war weg, verschollen, verloren durch die Wirren der Zeit. Vor wenigen Jahren kommt Koplowitz wieder einmal nach Prag, trifft unvermutet einen Kampfgenossen aus der Zeit der Illegalität. Und der nimmt ihn mit, packt vor dem Erstaunten ein Paket beschriebener Seiten aus mehreren Lagen wasserdichten Papiers. Manuskripte: Die Geschichten aus dem Ölpapier. Der Autor findet wieder, was verloren geglaubt, vergessen war, findet ein Stück seiner selbst. Das ist die Vorgeschichte der Geschichten. Nun zu den Geschichten selbst. Im Buch stecken viele Schicksale, beschriebene und angedeutete. In Anlehnung an einen anderen Buchtitel könnte man sagen: Eine Zeit wird besichtigt. Und ein bewegtes Leben. Man spürt in allen Arbeiten, daß sie erlebt sind, aufgeschrieben mit noch heißem Herzen. Unmittelbar. Sie sind Er-

innerungen an ein Stück Kindheit, werden deutlicher zur Zeit der sogenannten Weimarer Republik, als sich bei dem doch stark autobiographisch angelegten Helden Haltungen herausbilden, werden paktkend im Kampf gegen die Faschisten, plastisch, als der Autor emigrieren mußte, als er geprügelt und verfolgt in die damalige ČSR getrieben wird. Dieses Land wird Koplowitz zur zweiten Heimat. In Prag trifft er all die namhaften Leute, die Deutschland wie er verlassen mußten, weil sich Geist nicht halten kann, wenn Faschismus regiert. Koplowitz hat viel zu erzählen, heitere und lebensgefährlich dramatische Situationen. England ist die nächste Etappe. Auch hier spürt Koplowitz die Solidarität der Arbeiter und auch hier wieder Erzählenswertes. Etwas abrupt kommt dann der letzte Teil. Das Finden der Heimat in der DDR, sein Mitwirken in der Maxhütte, Anekdoten unserer Tage, das Wiedersehen mit dem Sohn, die Bekanntschaft mit einem Unteroffizier der NVA. So entsteht vor uns das Bild eines tätigen Lebens, Vergangenheit und Gegenwart ist eingefangen. Nicht alle Beiträge sind ausgeglichen. Manchmal erzählt der Autor zu linear, zu vieles wird ausgesprochen, wo Sparsamkeit mit Worten klüger wäre. Doch immer spürt man das Engagement, das Analysierende, wie Koplowitz der Zeit und sich den Puls fühlt.

Thomas

Lützower

Die „Lützower", das sind die Freischärler der „wilden, verwegenen Jagd". wie Theodor Körner, einer von ihnen, dichtete. Auf der Grundlage des gleichnamigen Schauspiels von Hedda Zinner realisierte Werner W. Wallroth für die DEFA einen großformatigen Farbfilm, der das Attribut „poetisch" verdient. Damit soll beileibe nicht eine Diskrepanz zur Realität angedeutet sein, wohl aber der männlich-verhaltene Grundton, der das militante Thema des Befreiungskrieges 1813 auf die größere Ebene menschlichen Erlebens hebt. Wenn Friesen, Lützows Adjutant (Jürgen Reuter), nicht nur als Soldat agiert, sondern sich auch in seinen Empfindungen für Marie, die den kollaborierenden Vater verläßt und ein Lützower Jäger wird, seinen menschlichen Kern offenbart, dann gewinnt diese Zentralgestalt jene Zuneigung, die den Zuschauer zum Teilnehmer der Ereignisse und Begebenheiten werden läßt. Und weil durchweg gute Schauspieler (wie auch die Debütantin Herta Knoll, Jaecki Schwarz, Karlheinz Liefers, Wolfgang Dehler, Peter Reusse u. a.) gleiches erreichen, erhält sich das Interesse am Filmgeschehen vom Anfang bis zum Schluß. Die Lützowschen Partisanen verschaffen sich eine französische Kriegskasse; erfahren dann (was ihnen mit königlicher Hinterlist verborgen bleiben sollte) vom Waffenstillstand mit Napoleon; geraten in eine Falle, und es kommt zu einer für sie aussichtslosen Schlacht mit Württembergern, die noch dem Franzosenkaiser anhängen. Major von Lützow, dem Preußenkönig ergeben, ist wider Willen mitschuldig geworden an der Lähmung seiner Freiwilligentruppe, deren demokratisch-wehrhafter Kern eine von der Nationalen Volksarmee gepflegte Tradition begründete.

Gehrmann

Seit 1946 „Sowjetarmee"

In unserer Stube diskutierten wir über die Sowjetarmee. Dabei meinten einige Genossen, diese Bezeichnung sei erst nach dem zweiten Weltkrieg eingeführt worden, vorher hieße es „Rote Armee". Andere widersprachen. Da wir die Sache nicht klären konnten, bitten wir die AR, das zu tun.
Gefreiter Schönfelder

Die erste sozialistische Armee der Welt wurde 1918 als „Rote Arbeiter-und-Bauern-Armee" geschaffen. 1946 erhielt sie die offizielle Bezeichnung „Sowjetarmee".

Rohr mit Bauchbinde

Wozu dienen an den Kampfwagenkanonen die Ejektoren, diese Verdickungen in der Rohrmitte?
R. Bartsch, Dobritz

Ein Ejektor ist eine Einrichtung zum Absaugen gasförmiger, flüssiger oder staubförmiger Stoffe, wobei die Energie von Gas- oder Flüssigkeitsströmen ausgenutzt wird. In der Armee verwendet man Ejektoren unter anderem zum Absaugen der Pulvergase aus Geschützrohren. Bei den Panzerkanonen verhindern sie, daß beim Abschuß zu viel Gase in den Kampfwagenraum gelangen.

50 Mark mehr

Stimmt es, daß Soldatenfrauen jetzt mehr Unterstützungsgelder erhalten?
Gertrud Ambesser, Gotha

Ja. Die erwerbsunfähigen Ehefrauen der zum Grundwehrdienst einberufenen Wehrpflichtigen bekommen einen Unterhaltsbetrag von monatlich 250 Mark.

Erfahrungen der Geschichte

Besonders interessant und wertvoll erschien mir der in der AR 6/72 veröffentlichte Beitrag „Feuertaufe vor Madrid". In diesem Artikel wird ein entscheidender Abschnitt der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung behandelt. Hier spiegelte sich die internationale Solidarität wider, wie sie auch heute erforderlich ist, wo durch den amerikanischen Imperialismus die Völker Indochinas so sehr unterdrückt werden. Der AR-Beitrag ist vor allem für die Jugend sehr aufschlußreich.
Karl Handke, Bautzen

Komplimente

Seit vier Jahren bin ich eifriger Leser Eurer Zeitschrift. Ich bin immer sehr gespannt auf die nächsten Hefte. Stundenlang kann ich in der AR lesen, da kann mich nichts aus der Fassung bringen.
Wolfgang Wendt, Kattersnaundorf

Als langjähriger Leser der AR möchte ich Euch mal ein herzliches Dankeschön sagen, denn Euer Magazin hat auch mir, wie schon so vielen anderen, in meiner Armeezeit geholfen. Es trägt dazu bei, sich die richtige Meinung und einen Einblick in das Truppenleben zu verschaffen. Außerdem ist das Soldatenmagazin vielseitig, abwechslungsreich und interessant.
Gefreiter d. R. Gora,
Burkhardtsdorf

Grenzer packten zu

Am 21. Juli fuhren etwa 80 Genossen einer Grenzeinheit von Heiligenstadt aus in den Urlaub. In Heringen entgleiste unser Zug, der E 245. Für die vorbildliche Einsatzbereitschaft an der Unfallstelle möchte ich den Genossen, deren Einheit mir nicht bekannt ist, auf diesem Wege Dank und Anerkennung aussprechen.
R. Kretzschmar, Zugführer,
Leipzig Hbf.

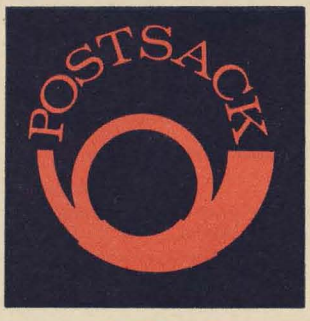
Will den Dingen auf den Grund gehen

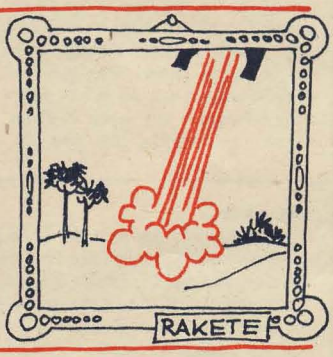
Obwohl ich ein Mädchen bin, interessiere ich mich sehr für technische Dinge. Könnten Sie nicht mal berichten, wie z. B. ein Panzer ausstaffiert ist, na, ich meine, aus welchen Teilen er besteht und wie sie zusammenarbeiten?
Christine Gottschald, Groß-Polzin

AR Heft 1/73 besorgen, Technik-Porträt suchen!

Gefragte Fotos

Im Juniheft schlug Stabsmatrose der Reserve Kunsch vor, Fotos von NVA-Technik über die AR zum Kauf anzubieten. Ich kann ja den Wunsch durchaus verstehen. Aber die Armee kann doch schließlich nicht ihre Waffentypen anbieten wie z. B. Filmschauspieler oder Sportler angeboten werden. Ich klebe gut gelungene AR-Aufnahmen auf Pappe, schneide sie dann aus und nehme als Rahmen Tapetenleisten.
Lothar Rettschlag, Osterweddingen





Arbeiterschwur

Aus Büchern erfuhr ich, daß die Kämpfer der Roten Ruhrarmee (1920) auch einen Eid ablegten. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir den Text des Schwures zukommen ließen.
Soldat Hainichen

„Ich schwöre auf das Programm der revolutionären Arbeiterschaft, daß ich die hohen, heiligen Ideale für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mit meinem Herzensblut erkämpfen will. Die mir vorgelesenen Paragraphen des Reglements sollen mir stets als Richtschnur meines Handelns dienen. Es lebe der Sozialismus!"

Spezialtruppe

Ich möchte gern einmal wissen, ob es in der NVA Marineinfanterie gibt und wie die Ausbildung dort ist. In der AR las ich noch nie etwas darüber.
R. Arnold, Pirna-Copitz

Das konnten Sie auch gar nicht, denn diese Waffengattung ist in der NVA nicht vorhanden.

Von dieser Minute an gilt's

X-Zeit. Was ist damit gemeint? Inwieweit spielt sie eine Rolle bei der Armee?
Wilfried Hämmerling, Neustadt

Damit wird der allgemeine Zeitpunkt des Beginns von Handlungen der Truppe bezeichnet. Nach der x-Zeit berechnet man die Organisation und Ausführung solcher Handlungen (z. B. Angriffsoperationen, Gefechtsalarme).

Wenn die Gulaschkanone ausfällt

Bei der Armee gibt's doch eine K-Portion und eine „eiserne" Verpflegung. Was versteht man darunter?
Gerhard Manteuffel, Bad Sülze

Sie gehören zum „Magenfahrplan" unter feldmäßigen Bedingungen. Die K- (Konzentrat-) Portion enthält Lebensmittel zur normalen Verpflegung eines Soldaten für einen Tag und Tabletten zur Trinkwasseraufbereitung, die den Flüssigkeitsbedarf von 4 Tagen decken. Hinzu kommen Hilfsmittel für das Zubereiten der Verpflegung. Die E- (Eiserne-) Portion ist eine Notverpflegung aus Backwarenkomprimaten mit hohem Kaloriengehalt. Sie darf nur auf Befehl des Vorgesetzten verzehrt werden, wenn alle anderen Reserven verbraucht sind.

Dat scheenste sind de Beene

Im Postsack des Juniheftes kritisiert Herr Berger, daß auf einem AR-Rücktitel die Beine der abgebildeten Dame nicht zu sehen waren. Die Dame habe sehr wohlgeformte Beine; zufällig wisse er es. Dazu möchte ich mich äußern: 1. Herr Berger hat offensichtlich den Vorteil, die Beine alleine zu kennen. 2. Man kann sich aber auch ohne eine spezielle Brille vorstellen, daß bei dieser Figur da sehr schöne Beine dran sind. 3. Als Ausgleich gibt es doch eine schöne Aufnahme auf der Rückseite des folgenden, des Juliheftes. Ich meine das kleine Fräulein mit dem Badekostüm, welches da so lustig aus dem Wasser herauskommt.
Dietmar Seiler, Bischofswerda

Pfiffige Reservisten und dufte Arbeiter

Kürzlich leisteten die Kollegen Theimer, Zander und Graßnick aus unserem Betrieb ihren Reservistenwehrdienst in einem Artillerie-Truppenteil. Dort hatten sie eine wunderbare Idee: Sie knobelten ein Richtgestell aus. Mit Hilfe dieses tragbaren Gerätes kann jetzt das Richten unabhängig vom Geschütz geübt werden. Die Artilleristen sparen Zeit und Ausbildungskosten und schonen außerdem die Technik. Dieser Neuerervorschlag konnte allerdings nur durch gute Zusammenarbeit zwischen dem Truppenteil und unserem Betrieb verwirklicht werden, denn in der Dienststelle gab es für die Konstruktion keine Fertigungsmöglichkeit. Bei uns sprangen die Brigaden „Werner Seelenbinder" und „Albert Schweitzer" mit den Meistern Schmehle und Schave sowie die Kollegen Hanke und Zippel ein, die auch nach Feierabend an dem Gerät arbeiteten. Der Kommandeur des Truppenteils bedankte sich mit herzlichen Worten bei den Arbeitern, welche so die Gefechtsausbildung unterstützt hatten.
R. G. Hader, Werkzeugmaschinenkombinat „7. Oktober", Berlin

Sondervorschriften?

Ein treuer AR-Leser sendet Ihnen aus Trassenheide (Usedom) viele Urlaubsgrüße. Eine Frage: Hat sich die Innendienstvorschrift der NVA grundlegend geändert? Denn hier sah ich in einigen Lokalen Maate mit hochgekrempelten Ex-Blusenärmeln und Händen in den Hosentaschen.
Stabsmatrose d. R. Wiesing, Luckenwalde

Sammler an Sammler

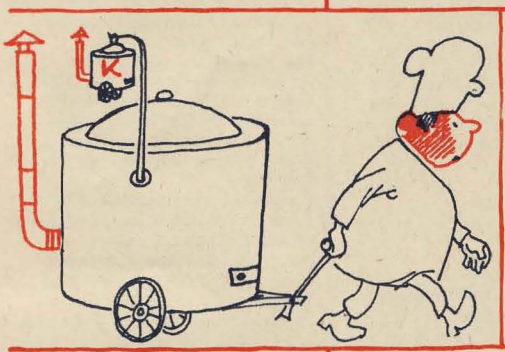
Gebe Bilder, Dreiseitenrisse und technische Daten von Motorrädern, LKW und PKW (vereinzelt) ab.
Gert Rosenquist, 9701 Eich, Lengenfelder Str. 81 D.

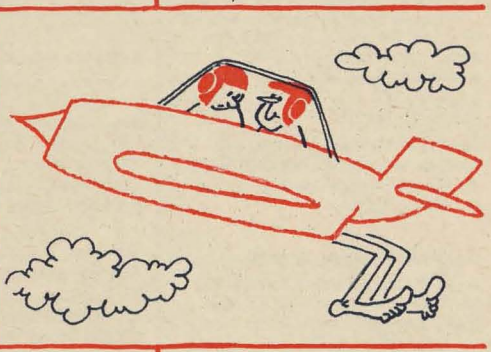
Verkaufe Zeitschrift „Marinewesen" Jahrgänge 1968 bis 1971, Hefte 11, 12/1967.
Bernd Joachimsen, 3221 Dreileben, Bördestr. 8.

Knirpse nicht gefragt

Ich arbeite in der Sektion Flugsport der GST und habe mich verpflichtet, Flugzeugführer-Ingenieur zu werden. Nun möchte ich fragen, ob es für MiG-Piloten eine Größenbegrenzung gibt.
Volker Notroff, Meiningen

Will ein zukünftiger Flugzeugführer in seiner Kabine die Gefechtsaufgaben ordentlich lösen, so muß er eine Körpergröße zwischen 1,55 m und 1,80 m mitbringen.





Jägerlatein?

Zu einer Eurer Anekdoten aus Nummer 6: Besitzt Lizzies Vater wirklich einen solchen „Bärentöter", daß er ihn mit Schrotpatronen laden kann, oder soll das nur Jägerlatein sein?
Harald Neuhaus, Dresden

Fünfmal GA

In Beiträgen über die Volksmarine werden oft die beiden Buchstaben GA genannt. Was ist damit gemeint?
Rudi Kammerl, Hoyerswerda

Das ist die Abkürzung für „Gefechtsabschnitt". Man faßt hier die zueinander gehörenden Waffen, technischen Einrichtungen und das Personal zusammen. Auf den Schiffen der Volksmarine befinden sich folgende Gefechtsabschnitte: GA I = Navigation, GA II = Artillerie und Raketen, GA III = Sperr und Torpedo, GA IV = Nachrichten und Beobachtung, GA V = Maschinen. Außerdem gibt es noch medizinische, chemische und Versorgungsdienste.

Kein Sonderstatus

Jetzt bin ich zum halbjährigen Reservistenwehrdienst eingezogen worden. Ich meine, in dieser relativ kurzen Zeit sollte man uns möglichst nur mit der Technik und mit bestimmten militärischen Fertigkeiten vertraut machen. Aber wir stehen oft Wache und verrichten viele Arbeitsdienste.
Soldat Gerndörfer

Keinesfalls erschöpft sich die Ausbildung nur in einer rein technischen Qualifizierung. Die Reservisten nehmen am allgemeinen Truppendienst teil. Sie werden also auch zu allen Gefechtsaufgaben (wie Wachdienst) sowie zu notwendigen Tätigkeiten im Innendienst (wie Revierreinigen) herangezogen.

Mädchen mit blonden Haaren

Ich bin froh, daß Sie – wie Sie mir schrieben – Nina Lizell bei Ihrem DDR-Aufenthalt fotografiert haben. Ich bitte Sie, mir nun mitzuteilen, wann ihr Farbfoto in der AR erscheinen wird. Bis dahin habe ich noch Geduld.
Gerd Fritz, Berlin

Die nicht mehr lange strapaziert wird, denn im nächsten Heft lacht die Sängerin alle unsere Leser von der letzten Seite an.

Geknicktes Kampfschiff

Trotz meiner 45 Jahre interessiere ich mich immer noch für schöne Bilder der Militärtechnik. Im Heft 6 auf den Seiten 92/93 habt Ihr eine wunderbare Farbaufnahme gebracht. Leider ist das Foto so angeordnet, daß man es zerreißen muß, will man es herausnehmen. Ihr könntet doch solche Aufnahmen genau auf den Mittelseiten des Heftes abdrucken, so daß man die Bilder, ohne sie zu beschädigen, abtrennen kann. Derartige Farbbilder ließen sich auf diese Weise einrahmen oder in einer Mappe sammeln.
Kurt Büchner, Erfurt

Leider läßt sich Ihr Wunsch aus technologischen Gründen nicht verwirklichen. In Farbe können wir neben dem Titel und dem Rücktitel nur die Seiten 4, 5, 8 sowie 89, 92 und 93 gestalten.

Schießt in die Luft

Mir ist folgende Waffe unbekannt, von der ich in einem Vortrag hörte: Windgewehr. Es soll ein Meßgewehr sein.
Gefreiter Rosenheim

Es stimmt. Hier haben wir es mit einem senkrecht montierten speziellen Gewehr zu tun, welches Windrichtung und ballistische

Windgeschwindigkeit bis zu einer Höhe von etwa 250 m ermittelt. Die Windwerte werden beim Verschießen von Spezialmunition (Sondierungspatronen) bestimmt.

Laßt sie wachsen!

Es müßte doch möglich sein, die zwei Mädchenbilder, welche beim Preisausschreiben im Heft 6/72 in sehr kleinem Format gedruckt worden sind, auch einmal ganzseitig abzudrucken.
R. Müller, Bräunsdorf

Der Rat des Fahrensmannes

Zu dem „Interview 102" möchte ich meine Meinung schreiben. Ich bin 25 Jahre alt, verheiratet und Vater eines Jungen. Nach meinem Ehrendienst bei der NVA fahre ich seit 1968 zur See. In dieser Zeit lernte ich meine Frau kennen. Auch bei uns tauchten die Probleme über Vertrauen, Treue, Einsamkeit auf, wir sprachen uns aber gründlich darüber aus. Ich kann meiner Frau nicht verbieten, wegzugehen; über die Freiheit eines Menschen kann man nicht so einfach verfügen. Ich kann ihr nur sagen, wie sie sich in der Öffentlichkeit zu verhalten hat. Trennung gibt es nicht nur bei den Soldaten. Man muß auch sehen, daß es Menschen gibt, die es noch härter haben. Innerhalb von 8 Monaten war ich beispielsweise nur 15 Tage bei meiner Familie. An Land kann man sich jeden Tag Briefe schreiben, und wenn die Sehnsucht allzu groß ist, auch besuchen. Bei uns auf See sieht es schon anders aus. Mein Standpunkt: Bei einer zeitweiligen Trennung, ob als Soldat oder Monteur, muß ein festes Vertrauensverhältnis bestehen, ansonsten hat alles keinen Zweck. Solch eine Trennung ist ein guter Prüfstein der wirklichen Gefühle seinem Partner gegenüber.
Dieter Fleischhauer, Rostock

Hurra, wir haben gewonnen . . .

. . . bei der AR-Großfahndung in den Heften 5 bis 7.
Den Hauptpreis, eine Stereo-Anlage im Werte von 1 240 Mark, konnte nach einem Wochenendaufenthalt im Interhotel „Stadt Berlin" Gefreiter Michael Döring, Storkow/Mark, mit nach Hause nehmen.
Die Zwischenhauptgewinne in Höhe von je 250 Mark gewannen im Mai Soldat Lothar Skurt, im Juni Helga Carmienke, Brandenburg, und im Juli Renate Henne, Dessau.
Je einen Hundert-Mark-Schein für das richtige Gesamtergebnis brachte die Post diesen zehn „Kriminalisten" ins Haus: Gefreiter Matthias Noch; Ursula Brandt, Lychen; Manfred Irmscher, Espenhain; Gefreiter Helmut Schmidt; Bärbel Lade, Neubrandenburg; Unteroffizier Thomas Zenker; Roland Voitus, Wedringen; Feldwebel Volker Hödicke; Petra Kaulfuß; Soldat Jürgen Ziergiebel. Natürlich haben auch die „Kleingewinner", die wir hier nicht alle nennen konnten, ihre Preise bereits erhalten.
Noch einmal vielen Dank allen Mitfahndern!

Befehl ist Befehl

„Gehorchen – 1. Soldatenpflicht?" nannten Sie die aktuelle Umfrage im Heft 7. Auch mir fiel anfangs das Unterordnen sehr schwer. Erst langsam begriff ich, daß in der Armee nur nach einem Willen gehandelt werden kann, daß Soldatsein auch Selbstbeschränkung bedeutet.
Gefreiter Duerper

Illustrationen: Klaus Arndt

FREUNDSCHAFTS

Nicht von Olympiamedaillen und auch nicht von Messegold soll hier die Rede sein – die Fotos verraten es schon. Freundschaft und gegenseitige Hilfe spielen zwar sowohl im Sport als auch im Handel sozialistischer Staaten eine wichtige Rolle, kommen dort sicher jedoch nicht immer so unmittelbar zum Ausdruck, wie zwischen den Glauchauern und „ihrem" sowjetischen Garde-Truppenteil, der unlängst mit der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold ausgezeichnet wurde. Bildreporter Manfred Uhlenhut und Major Gerhard Berchert erlebten und erfuhren dort Freundschaftstaten, die wahrhaftig Gold wert sind.

GOLD

Es mag zwar manchem wie ein schön zurechtgebastelter Filmgag erscheinen, ist aber keiner: Als wir auf dem Glauchauer Marktplatz aus dem Auto steigen und uns nach einem Einheimischen umsehen, der uns sagen könnte, wo das Kreissekretariat der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft zu finden ist, laufen wir geradewegs einem sowjetischen Hauptmann in die Arme. Nun ist dort steingrau nicht allzu häufig; er beläßt es also nicht bei dem Gruß, sondern erkundigt sich auch höflich, ob wir etwas suchen, da wir fremd in der Stadt zu sein scheinen.

„Dom Drushby?" Na, das sei nicht weit. Immer geradeaus, auf der rechten Seite, direkt am Berg, gar nicht zu verfehlen.

Ein Zufall, daß wir gerade ihm als erstem begegnen? Gewiß. Daß er uns aber sofort Auskunft geben kann, das ist in dieser Stadt kein Zufall. Auch nicht, daß wir in den nächsten Tagen im Kasernengelände der Freunde allenthalben auf Bürger unserer Republik stoßen. Genossen aus Betrieben, Vertreter der Kreisvorstände der DSF aus Glauchau und aus Werdau, eine Lehrerin, der Kommandeur eines Truppenteils der NVA – sie alle finden sich nach und nach ein, um zu besprechen, was in der nächsten Zeit gemeinsam veranstaltet werden könnte. Politstellvertreter, Parteisekretär, Komsomolsekretär lösen sich fortwährend in unserer Begleitung ab, weil stets mindestens einer von ihnen bei diesen Besprechungen benötigt wird.

Mitten hinein platzt auch noch ein sowjetischer

General, der Kommandeur des Verbandes. Ich frage ihn geradeheraus, ob er nicht befürchte, daß eine solche Vielzahl von Freundschaftsverbindungen und notwendigerweise sich daraus ergebenden Veranstaltungen und Maßnahmen auf Kosten der Gefechtsbereitschaft und Kampfkraft gehe.

„Nein", sagt der General. „Es ist mein bester Truppenteil; und zu ihm gehören auch das beste Bataillon und die beste Kompanie des Verbandes. Deshalb bin ich im Gegenteil dafür, daß ihm die anderen Truppenteile in jeder Hinsicht nacheifern – auch was die Zusammenarbeit mit unseren Freunden in der DDR betrifft."

Übrigens begegnen uns in der Kaserne nicht nur Leute, die Pläne besprechen wollen. In einem frisch verputzten Haus gleich hinter dem Haupttor tummeln sich zwischen Sowjetsoldaten Arbeiter der verschiedensten Gewerke: Maurer, Zimmerleute, Maler, Installateure, Fliesenleger. Delegiert

von Betrieben aus den Kreisen Glauchau und Werdau, ja, selbst aus Zwickau. Sie richten ein Wohnheim für die Berufssoldaten ein, die ja zum Teil viele Jahre in unserer Republik ihren Dienst versehen.

„Diese Genossen wohnen mit ihren Familien oft sehr beengt", erklärt uns dazu Bürgermeister Sichardt. „Sie sollen sich doch aber bei uns heimisch fühlen – genauso wie Angehörige der NVA in ihren Garnisonstädten. Wir bemühen uns in unserer Stadt, so, wie es der VIII. Parteitag beschloß, die Arbeits- und Lebensbedingungen zu verbessern. Da gehören doch unsere sowjetischen Kampfgefährten ganz einfach mit dazu! So wurde überlegt, wie wir von uns aus in dieser Richtung zusätzliche Hilfe leisten könnten. Die Möglichkeiten der Stadt sind freilich begrenzt; dafür helfen aber auch viele Parteiorganisationen, die Räte der Kreise Glauchau und Werdau, Betriebe und Massenorganisationen mit, den Freunden das Leben zu erleichtern." Ein neues Vorhaben nach dem 6. Plenum wird übrigens die Reorganisation der Kasernenbibliothek sowie die Einrichtung eines Leseraumes bis zum 50. Jahrestag der UdSSR sein.

Hochbepackt mit Einrichtungsgegenständen rollt ein LKW durch das Kasernentor. Weitere Fahrzeuge werden folgen, erfahren wir vom Major der Reserve Söll vom Rat des Kreises Werdau, der die Fuhre begleitet hat. Eine reine Organisationsfrage? Keineswegs. Die deutsch-sowjetische Freundschaft hat vor allem etwas mit Ideologie zu tun. Mit dem Wissen um die Gemeinsamkeit des Denkens und Handelns, mit der Bereitschaft, sich für den Freund und Klassengenossen rückhaltlos einzusetzen. Da hören wir von einem Generaldirektor, einem Mann, der sicher sein Päckchen zu tragen hat, und der erst mal bekümmert den Kopf schüttelte, als er gefragt wurde, ob aus seinem Bereich nicht auch materielle Unterstützung möglich sei.

„Wenn's um konkrete Dinge geht", meint Genosse Söll dazu, „dann erlangt das Bekenntnis zur Freundschaft und zur Waffenbrüderschaft natürlich ein weit höheres Gewicht als bei lediglich allgemeinen Beteuerungen. Sind die Grundfragen klar, so findet man – wie auch in diesem Fall – dank gemeinsamen Nachdenkens allemal noch eine befriedigende Lösung."

Vieles macht sich leichter, wenn im erforderlichen Maße, eindeutig und überzeugend, stets auch das Warum und Wozu erklärt wird. Es sei hier nicht verschwiegen, daß unter Glauchauern zuweilen – heute freilich bedeutend seltener als früher – die Frage auftaucht, ob denn Motorengedröhn und Kettengerassel der Panzer unbedingt nötig seien. Da wird dann nicht um den Kern der Dinge herumgeredet; und mancher der Fragesteller gesteht sich schließlich nachdenklich ein, daß ihm die gepanzerten Fahrzeuge einer sein Leben und sein

Freude, wenn es „flutscht": im zukünftigen Wohnheim (links), bei der Brigade „Deutsch-Sowjetische Freundschaft" in der Kammgarnspinnerei Glauchau (links außen) und überall dort, wo sich fleißige Hände regen.

Eigentum beschirmenden sozialistischen Armee immerhin noch tausendmal lieber sind als zur Kasse bittende imperialistische Söldner – selbst wenn deren Panzer das Kunststück fertigbrächten, geräuschlos durch die Straßen zu schweben.

Von Bedeutung scheint mir hier das Zeugnis zu sein, das der Kommandeur des Truppenteils den Glauchauern ausstellt: „Ich habe das Gefühl, daß unsere Garnison ganz selbstverständlich zum Stadtbild gehört."

Großes Lob zollt er auch den vielen freiwilligen Helfern.

„Ich habe ja nicht so viele gelernte Bauleute in meinem Truppenteil, wie ich gebrauchen könnte", sagt er und: „Andererseits wollen meine Genossen und ich aber auch nicht, daß uns zu Lasten der Bevölkerung geholfen wird." Also wird von den sowjetischen Genossen jede Gelegenheit genutzt, sich zu revanchieren. Da wurden beispielsweise im Werkzeugmaschinenwerk zur pünktlichen Erledigung eines Exportauftrages dringend Dreher benötigt. Die Leitung des Truppenteils trommelte daraufhin alle Dreher unter den Soldaten zusammen und schickte jeden, der nur irgendwie zeitweilig entbehrlich war. Im Spinnstoffwerk „Otto Buchwitz" wurde ausgeholfen, in der Kammgarnspinnerei, überall, wo Hilfe möglich war.

„Und die Ausbildung, die Gefechtsbereitschaft?"

Der Kommandeur, ein Oberstleutnant, schmunzelt still in sich hinein und zählt dann an den Fingern ab: „Erstens, Sommerumstellung schneller geschafft als vorgesehen; zweitens, fünf Beste Kompanien; drittens, neun Kompanien kämpfen anläßlich des 50. Jahrestages der UdSSR um den Bestentitel."

„Ein reales Ziel?" erkundige ich mich.

„Absolut real", bestätigt der Oberstleutnant, „genauso wie unsere Verpflichtung, bis zu diesem Zeitpunkt alle neueingezogenen Soldaten voll ausgebildet und einsatzbereit zu haben."

Der Vollständigkeit halber konsultiere ich noch den zwanzigjährigen Soldaten Anatoli Bantschenko. Auch er zweifelt nicht daran, daß der Truppenteil im sozialistischen Wettbewerb wieder glänzend bestehen wird. Er spricht aus Erfahrung; denn er dient hier schon eineinhalb Jahre.

„Natürlich wird uns nichts geschenkt; jede Ausbildungsstunde muß voll genutzt werden", sagt er. „Aber es macht auch Spaß. Jeder weiß, wofür er sich anstrengt."

„Fühlen Sie sich in Glauchau heimisch?"

Diese überraschende Frage scheint den Soldaten eine Sekunde lang zu verwirren.

„Wissen Sie, ich bin Großstädter, Moskauer", erklärt er dann. „Da ist es sowieso eine mächtige Umstellung, wenn man in einen kleineren Ort kommt."

„Noch dazu, wenn der so weit entfernt von der Heimat ist. . ."

„Na ja, das fällt wohl jedem jungen Soldaten

zunächst einmal schwer. Doch, wenn man dann die Stadt und ihre Menschen etwas kennengelernt hat, in Betrieben war, ein wenig über die Geschichte, über die Gegenwart und über die Pläne für die Zukunft weiß, dann legt sich das Heimweh. Wir sind doch mit den Menschen hier eng verbunden, kämpfen für die gleichen Ziele, haben es gemeinsam erreicht, daß jetzt schon so lange Frieden ist. – Wenn es also das ist, was Sie wissen wollen: Keiner von den Genossen meiner Einheit, die ich näher kenne, kommt sich hier als Fremder, als Außenstehender vor."

Anatoli Bantschenko erzählt mir, was er von der Geschichte Glauchaus weiß: Daß diese Stadt als erste in Deutschland einen Arbeiterführer in den Reichstag wählte, nämlich August Bebel. Daß jener im Jahre 1871 auf dem 1. Deutschen Webertag in Glauchau u. a. für den internationalen Zusammenschluß der Arbeiter eintrat. Er hat davon gehört, daß während des zweiten Weltkrieges Glauchauer Antifaschisten gemeinsam mit sowjetischen Zwangsarbeitern dem Hitlerregime Widerstand leisteten. Und er berichtet schließlich von einem Offizier des Truppenteils, der an der Befreiung des Konzentrationslagers Ravensbrück mitgewirkt hatte und später eine der dort dem Tode entrissenen Frauen in Glauchau wiedertraf, woran sich eine langjährige persönliche Freundschaft anschloß.

An die Namen kann sich Anatoli nicht erinnern; ich erfahre sie später. Die Frau aus dem Lager war die inzwischen verstorbene Genossin Berta Steinbach und ihr Befreier der damalige Soldat und

heutige Oberstleutnant Seferin, der jedoch nicht mehr dem Truppenteil angehört, weil er eine andere dienstliche Funktion übernahm.

Anatoli führt uns an eine der Quellen, aus denen er die Kenntnisse über die Geschichte seiner Garnisonstadt schöpfte. Es ist das „Städtische Museum und Kunstsammlung Schloß Hinterglauchau".

„Hierher kommen oft sowjetische Soldaten", bestätigt Kollege Schott, der Direktor. „Sie zeigen sehr großes Interesse und sind vor allem außerordentlich diszipliniert."

„Dafür sind das auch Soldaten", wirft seine Frau ein, die als Assistentin im Museum arbeitet. „Soldaten sind Disziplin gewohnt. Aber da kommen auch häufig sowjetische Kinder. Kindern fällt es schwer, still zu stehen und ruhig zuzuhören. Doch gerade in dieser Beziehung kann ich den sowjetischen Kindern nur höchstes Lob zollen."

Die Kinder. Bei diesem Stichwort beginnt ein an-

Frau Leichsenring, die extra Russisch lernte, um sowjetischen Kindern Musikunterricht geben zu können.

Ein Lob für eine fleißige Schülerin. Seit Jahren schon unterstützt die sowjetische Garnison den Russischunterricht an der Pestalozzi-Schule.

Kleine Scherze mit „schwerem Gerät" aus dem Schloß Hinterglauchau. (Selbstverständlich vom Museumsdirektor genehmigt.)

deres Kapitel im Buche der Freundschaft, das die Glauchauer gemeinsam mit den Genossen des Truppenteils schreiben.

Wenige Schritte vom Museum entfernt, im Schloß Vorderglauchau – das so heißt, weil es an das ältere Schloß Hinterglauchau vorn angebaut worden ist – gibt es eine Musikschule. Hier unterrichtet Frau Regina Leichsenring. Allerdings treffen wir sie nicht im Schloß an, sondern in der Kaserne, mit der fünfjährigen Larissa und der neunjährigen Swjeta; das sind zwei der sowjetischen Kinder, denen die Musikpädagogin zusätzlich zu ihrer Lehrtätigkeit Unterricht erteilt.

Nun sind zwar die Noten international verständlich. Doch um sie zu erklären, Tonfolgen zu erläutern, Fehler zu korrigieren, kommt man nicht ohne Worte aus. Also lernte Frau Leichsenring Russisch.

„Ursprünglich sollte von der Einheit ein Dolmetscher gestellt werden", sagt sie lächelnd. „Doch dann gingen die Soldaten im August 1968 zur Hilfeleistung in die Tschechoslowakei, und ich mußte mir selber helfen, lernte in den Sendungen der Fernsehakademie. Nun bin ich aus dem gröbsten heraus und brauche keinen Dolmetscher mehr."

Nicht weit vom Objekt entfernt liegt die Pestalozzi-Schule. Seit einigen Jahren ist sie durch einen Freundschaftsvertrag mit dem Truppenteil verbunden. Regelmäßig gehen Frauen sowjetischer Berufssoldaten in die Klassen, hospitieren beim Russischunterricht, demonstrieren richtige Aussprache, helfen der Fachlehrerin.

Das Ergebnis: Bei der Russisch-Kreisolympiade eroberte die Schule in diesem Jahre mit ihren Vertretern der 10. Klasse den 1. und 2. Platz und belegte den 2. und 3. Platz in der 8. Klasse.

Daß es auch Spaß macht, auf solche Weise eine Fremdsprache zu erlernen, beweist der Klub der internationalen Freundschaft an der Pestalozzi-Schule, kurz „Interklub" genannt. Hier wird mit den sowjetischen Freunden schon handfeste Konversation geführt. Und regelmäßige Besucher sind noch immer mehrere Schüler, die schon längst von der Pestalozzi-Schule zur EOS überwechselten. Der Interklub ist ihnen ans Herz gewachsen – so wie vielen Glauchauern „ihr" Truppenteil.

Zwei von diesen Bürgern der Stadt, sie sollen hier für viele stehen, sind Frau Hilde Rippig und Genosse Rudolf Kirste. Einer von beiden war immer für uns da, dolmetschte, besorgte Informationen, erzählte – aus Freude, daß nun endlich einmal auch über „ihre" Soldaten geschrieben werden sollte.

Frau Hilda, wie sie von den sowjetischen Genossen genannt wird, eine quicklebendige rundliche Frau mittleren Alters, arbeitet im Kreiskrankenhaus gegenüber der Kaserne. In Minutenschnelle kommt sie aber herbeigeeilt – vorausgesetzt, sie ist erreichbar –, wenn es gilt, bei drohenden „Sprachunfällen" unangemeldeter Besucher erste Hilfe zu leisten.

„Wissen Sie", sprudelt es aus ihr heraus, „das war ja nicht immer so. Als die Freunde 1945 nach Glauchau kamen, habe ich erstmal tüchtig Angst gehabt. Da war ja vorher soviel dummes Zeug in die Köpfe getrichtert worden. Dann mußte ich einen sowjetischen Major mit Familie in meine Wohnung aufnehmen. Na, und dann merkte ich auf einmal, das sind ganz dufte Leute. Und sie hatten so ein niedliches kleines Töchterchen, die Swetlana. Die fing gerade an zu sprechen. Ja, und dann habe ich gleich mit ihr zusammen Russisch gelernt. So war das. Seitdem gehe ich hier ein und aus."

Hans Dampf in allen Kasernengassen ist auch Hauptmann der Reserve Rudolf Kirste. Tauchte er gerade bei den Arbeitern im Wohnheim auf, um dort nach dem rechten zu sehen, so kann man ihn im nächsten Augenblick im Regimentsmuseum erwarten, wo Jugendweiheteilnehmer aus einer der Schulen Glauchaus die Kampftraditionen des Garde-Truppenteils kennenlernen.

Eines seiner Lieblingsthemen: der Platz der Freundschaft, den die Bürger der Stadt gemeinsam mit Sowjetsoldaten gestalteten, und der Kampf um das dazugehörige Monument. Dieses Bauwerk, das in stilisierter Form eine Rakete darstellt und am Boden in einem Sowjetstern ausläuft, besteht aus fünf Betonteilen.

„Eine gute Idee, solch ein Monument zu Ehren des fünfundzwanzigsten Jahrestages der DSF zu errichten", sage ich. Rudolf schaut mich an, als ob ich ihn foppen wolle.

„Du weißt es also noch nicht", stellt er dann fest.

„Was denn?"

„Daß der gesamte Platz schon zum Lenin-Subbotnik 1970 eingeweiht werden sollte. Zeitungen hatten berichtet, Bildtafeln waren aufgestellt worden – und dann kam der Betrieb nicht, der das

Monument gießen sollte. Produktionsschwierigkeiten und so. Anschließend ging es hoch her. In gemeinsamen Versammlungen von Wohnparteiorganisationen und Betriebsparteiorganisationen wurde über den Zusammenhang von Politik und Ökonomie gesprochen. Ein Kreistagsabgeordneter mischte mit. Schließlich war die Sache klar. Neuer Termin: der Jahrestag am 30. 6."

Trotzdem nicht schlecht, ein Gemeinschaftswerk wie den Platz der Freundschaft mit seinem Monument gerade an einem solchen Tag einzuweihen – denke ich mir. Unser Begleiter wechselt schon zu einem anderen Datum über, zum 1. Mai. Regelmäßig defiliert dann nämlich in jedem Jahr auch eine Abordnung des Truppenteils an der Ehrentribüne vorbei – mit Musik, versteht sich.

„Ja, und dann muß du dir vorstellen, was los war, als die Genossen aus der ČSSR zurückkamen. Nachts war das, kein Mensch mehr auf den Beinen.

Da sind Funktionäre der Kreisleitung 'runter zum Bahnhof; haben gesagt, ihr müßt euch was einfallen lassen, Genossen; die Stadt will ja schließlich ihre Soldaten begrüßen. Das haben die Freunde eingesehen; so eilig sie es auch hatten, nach all den Strapazen wieder in ihre Kaserne zu kommen. Also haben sie die Nacht auf dem Bahnhof kampiert und sind erst früh durch die Stadt gezogen. Na, und das hat sich ja dann auch gelohnt. Solche Freundschaftsbekundungen wie damals erlebt man nicht alle Tage."

Immerhin weiß Rudolf Kirste schließlich von einem weiteren Erlebnis zu berichten, das für ihn persönlich nicht weniger eindrucksvoll gewesen sein dürfte.

„Die Freunde kamen vom Schießen", sagt er. „Ich gucke gerade aus dem Fenster; da hält plötzlich die ganze Kolonne. Der Kommandeur springt aus seinem Auto und erzählt mir freudestrahlend: ‚Rudolf, alle meine Einheiten haben sehr gut geschossen!' Steigt ein; und die ganze Truppe zieht wie bei 'ner Parade an mir vorbei."

Eine Freundschaft, die Gold wert ist. Mir kommen die Worte des Kommandeurs noch einmal in den Sinn: „Ich habe das Gefühl, daß unsere Garnison ganz selbstverständlich zum Stadtbild gehört." Und ich möchte jetzt noch einen Satz von ihm hinzufügen, den er zu Glauchauern sprach, und der mir inzwischen zu Ohren kam: „Es ist nicht nur unsere Sache, wie wir kämpfen, es ist auch eure; denn wir sind ja euer Truppenteil."

Miteinander und füreinander. In vielerlei Hinsicht drückt sich das herzliche Verhältnis zwischen den Glauchauern und „ihrem" Regiment aus. Ein Bau der Freundschaft ist auch das Bad in Waldenburg, einem Naherholungsgebiet der Stadt. Bauleiter Fiedler (65, VdN, Hauptmann d. R.): „Es macht Spaß, mit den sowjetischen Freunden zu arbeiten. Das war auch während meiner aktiven Dienstzeit schon so. Die Soldaten wissen, daß ich Eisenbahnbaupionier bei der NVA war; und so klappt auch alles wie am Schnürchen, selbst wenn ihr Leutnant mal nicht dabei ist."

Soldaten schreiben für Soldaten

Ehrgeiz

Während der Dienstzeit bei der Armee merkt man erstmal, was es alles für Menschen gibt. Es existieren grundverschiedene Typen, in jeder Hinsicht. Doch in der Rubrik Ehrgeiz, auf die ich es abgesehen habe, gibt es eigentlich nur drei große Gruppen. Grob umrissen natürlich.

Zum Beispiel Matrose Willi Loebe. Gleichmal morgens angefangen. Alles springt aus den Kojen, zieht sich blitzschnell an, doch Willi mährt und mährt, daß einem langsam aber sicher die Haare hochgehen. Wenn es nur im Normalfall so wäre, könnte man es noch vertreten, aber bei Alarm handelt er nicht viel schneller. Auch im Sport ist er eines der Sorgenkinder unserer Abteilung. Beim Turnen hängt er am Reck wie ein triefendnasser Sack, wobei er mitleiderregende Grimassen schneidet. Beim 3000-m-Lauf bricht Willi alle Rekorde. Nach drei Runden liegt er schon eine Runde hinter dem Feld.

Willi Loebe ist also ein durch und durch unsportlicher Mensch. Man sieht auch nicht einmal, daß es vorwärts geht, daß die Zeiten besser werden. Man möchte fast sagen: im Gegenteil. Willi kann eigentlich nicht ein Fünkchen Ehrgeiz im Leibe haben. Ein strebsamer Mensch wird sicher gar nicht verstehen, wie man so überhaupt leben kann.

Das war also ein – wenn auch drastisches, so aber doch nicht aus der Luft gegriffenes – Beispiel für eine Niete.

Dann gibt es die goldene Mitte. Die Genossen verichten ihren Dienst, ohne anzuecken. Und sie sind immer für die Sache da. Sie haben eine genügende Portion Ehrgeiz. Man kann sich auf sie verlassen. Doch, wie jeder selbst weiß, lohnt es nicht, über diese Leute viel Aufhebens zu machen. Ihr Verhalten ist – mal klipp und klar gesagt – uninteressant.

Wir wenden uns lieber gleich der dritten Gruppe zu, den Herausragenden, den ganz Ehrgeizigen. Sie meistern jedes Problem. Sie beherrschen jede Situation. Doch lassen wir einen dieser Leute selbst zu Wort kommen:

„Habe ich eigentlich schon erzählt, wie ich letztens über die Sturmbahn gemacht bin? Grundsätzlich falle ich ja immer in den Startschuß hinein. Dadurch bin ich den anderen bereits um einige Zehntel voraus. Wenn man dann sieht, wie sich meine Gegner aus dem Graben hochrappeln, könnte man glatt Lachkrämpfe kriegen. In der Zeit bin ich längst am Schwebebalken und marschiere so sicher darüber wie über eine hundert Meter breite Rollbahn. Und während ich über die Eskaladierwand hechte, werfe ich einen Blick zurück. Unbemerkt natürlich! Schwächere Genossen aus-

lachen gibt es bei mir nicht. Na, jedenfalls kannst du dir jetzt ungefähr meine Zeit ausrechnen. Ich will sie gar nicht in Sekunden formulieren. Es genügt wohl, wenn ich sage: Bahnrekord!"

Während der Erzähler Atem schöpft, bestelle ich mir schnell ein Bier. Er sitzt hinter mir mit einem Mädchen. Ich freue mich insgeheim. Richtig so: Sollen die Zivilisten ruhig wissen, was wir für Kerle in der Armee haben. Als Übungsleiter einer Sportgemeinschaft weiß ich, daß von unseren Genossen tatsächlich ganz hervorragende Leistungen vollbracht werden. Und warum sollten sie verschwiegen werden?

Der Sportfreund in meinem Rücken berichtet weiter. Jetzt erzählt er vom Gewichtheben. Meine Spezialdisziplin, schießt es mir durch den Kopf. Als er sagt, was er so für Gewichte zur Hochstrecke bringt, werde ich ein bißchen neidisch. Doch sogleich kommt mir der Gedanke, diesen ehrgeizigen Sportler für unsere ASG zu gewinnen. Gedacht, getan, ich drehe mich zu ihm um und... und erkenne Willi Loebe!

Stabsmatrose d. R. Claus Zander

Um Mitternacht

Wachgerüttelt vom Signalhorn
bette ich den Traum
ins warme Kissen neben Dich.
Alarm!
Geübte Griffe sekundenschnell.
Schlecht getauscht,
derbes Tuch
für molliges Flanell.
Die Sirene treibt zur Eile,
meinen Fluch verschlingt sie.

Ein Kuß, weich und warm,
mein Begleiter
durch die Dunkelheit.
Alarm!
Die Schritte werden weiter.
Du schläfst.
In die Nacht gießt ein Stern
einen Herzschlag lang
tausend Liter Licht.
Und mein Traum
legt sich leise auf Dein Gesicht.

Fregattenkapitän H.-J. Könau

Meister und Gehilfe

Oberst M. besucht seinen Sohn, der seit acht Wochen Soldat bei einer Nachrichteneinheit ist. Er will ihm aber nicht als Oberst, sondern als Vater gegenübertreten, deshalb trägt er – so quasi inkognito – Zivil und läßt seine Frau an der Wache den Personalausweis vorzeigen.

Der Unteroffizier blinzelt Oberst M. verschmitzt und verständnisvoll an, und das heißt so etwa: Hast wohl zu Hause auch nicht allzuviel zu melden, was? Na warte, ich werde deine Autorität ein bißchen stärken. Er sagt deshalb: „Ihren Ausweis auch, mein Herr!"

Wohl oder Übel und noch mehr notgedrungen reicht Oberst M. seinen Dienstausweis über den Tisch. Der Unteroffizier zuckt überrascht zusammen, schielt achtungsvoll und schreibt etwas nervös den Passierschein aus. Nach der Besuchszeit ist der OvD, ein junger Leutnant, an der Torwache. Er blickt kurz auf, streckt die Hand nach dem Passierschein aus und fragt dabei jovial: „Na Meister, sind Sie mit der Kaserne und dem Befinden Ihres Sohnes zufrieden?"

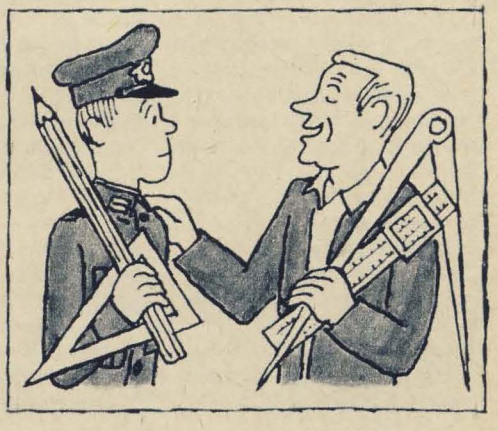
Oberst M. ist einen winzigen Augenblick verdattert. Dann jedoch grinst er schlagfertig zurück: „Durchaus, Gehilfe, durchaus..."

Der Leutnant besieht sich zuerst verblüfft den Sprecher und danach den Passierschein. Er bekommt runde Augen, nimmt Haltung an und stammelt verlegen: „Entschuldigen Sie, Genosse Oberst."

„Entschuldigung angenommen", lächelt Oberst M. und streckt dem jungen Leutnant die Hand hin. „Ohne gute Gehilfen kommt wirklich auch bei uns kein Meister aus... nur würde ich nicht jeden danach fragen...

Werner Müller-Nauen

Illustrationen: Harri Parschau



KI auf allen

Die aktuelle

Stop und rechts heranfahren! signalisiert hier Oberstleutnant Lange von der Kfz.-Inspektion des Ministeriums für Nationale Verteidigung dem herankommenden Armee-Fahrzeug.
„Hilfe, die KI!" denkt sicher mancher Soldat, wenn er derart mit seinem LKW „Ural" oder „G 5", seiner „Tatra"-Zugmaschine, seinem „Wolga" oder Krad von den Genossen mit dem weißen Koppelzeug und der weißen Schirmmütze oder mit der rot-gelben KI-Armbinde angehalten wird.
„Ich habe jedesmal ein etwas beklemmendes Gefühl", gesteht der Gefreite Klaus Kasch. „Auch, wenn ich mir einbilde, mein Fahrzeug ist in einwandfreiem Zustand."
Nanu? Hat er schlechte Erfahrungen gemacht? Sind die Inspektoren zu kleinlich?

„Nein, nein, dabei kann man ja nicht kleinlich genug sein. Aber die KI ist nun mal die KI, und vielleicht hat meine ‚Bude' eine Macke, von der ich gar nichts weiß."
Auch der Gefreite Rolf Gurczik, ein Reservist, der sonst in Berlin beim VEB Tiefbau eine Zugmaschine fährt, „schwimmt etwas", wenn er von der „Weißen Maus" der NVA das Stop-Zeichen erhält. „Hoffentlich ist alles in Ordnung, ist mein erster Gedanke." Dabei hat er wirklich keinen Grund, unruhig zu sein. Sein G 5 ist vorbildlich in Schuß.

Deinen Wegen ?

Umfrage

Was wiederum kein Zufall ist. „Die Durchsichten früh vor dem Einsatz und abends sind für mich selbstverständlich. Hier sind ja [illegible] ganz schön oft Kontrolle[illegible] Na klar, die müssen schon sein. Aber schließlich bin ich für die Verkehrssicherheit meines Fahrzeugs verantwortlich. Und gekostet hat es ja auch nicht wenig."
Aufgeregt oder ängstlich ist Soldat Dieter Jäckel nicht. „Heute abend gibt's wieder Arbeit", denkt er sich bloß, wenn er mit seinem „G 5"-Tankwagen die Bekanntschaft mit der Kl nicht vermeiden kann.

Arbeit?
„Na ja, irgendwas finden die doch meist." Das sagt er aber nicht mit Vorwurf in der Stimme. Im Gegenteil. „Die Kontrollen müssen schon sein, damit das Fahrzeug hundertprozentig einsatzbereit ist."
Erfreulich, diese Einsicht. Doch Oberstleutnant Lange hält dagegen: „Diese Kontrolle müßte eigentlich schon vor Fahrtantritt in der Dienststelle vorgenommen werden." „Bei der täglichen Wartung fallen doch manchmal größere Sachen an" verteidigt sich Genosse Jäckel „und da kann es doch passieren, daß man die kleinen Dinge mal übersieht." Aber kleine Ursachen – große Wirkungen. Und was heißt schon „kleine" Dinge, wenn es um Verkehrssicherheit, um hohe Werte, oft sogar um Menschenleben geht!
Der Gefreite Gerhard Wall, ebenfalls Reservist, transportiert Soldaten auf seinem G 5. Er beklagt sich aber über die drei Stempel, die in seine Fahrerlaubnis gedrückt werden. „Wegen Lappalien", meint er. Na, na, Genosse Gefreiter. Der Motorölstand fast Null, die Reifen so gut wie ohne Profil. Was das für Folgen haben kann wissen Sie als Berufskraftfahrer sicher besser als ich. „Na ja, aber ich bin bloß Reservist. Mein Kompaniechef weiß doch, was mit meinem Wagen los ist. Schon zweimal hatte ich den Stempel ‚Wagen muß überholt werden' in meinem Fahrtenbuch. Aber es heißt immer bloß: ‚Reifen haben wir nicht!', und: ‚Das Fahrzeug muß rollen.' Was soll ich denn da machen?"

Sicher ein Problem für den Soldaten, noch dazu wenn er „nur" seinen zwölfwöchigen Wehrdienst als Reservist ableistet. Wie weit geht hier die Befehlsgewalt des Kommandeurs? Natürlich ist er verantwortlich für die Gewährleistung der Gefechtsbereitschaft – also die Fahrzeuge müssen rollen. Aber nur verkehrssichere. Und da können die Vorgesetzten den Kraftfahrer in seiner Verantwortung, die ihm natürlich niemand abnehmen kann, nicht allein lassen. Sie müssen sichern und kontrollieren, daß alle notwendigen – und in der Dienstvorschrift ganz eindeutig geforderten – Durchsichten und Wartungen durchgeführt werden, daß alle Normen eingehalten werden. Meist löst sich dann auch das „Keine-Reifen"-Problem. Oberstleutnant Lange sieht dort die Ursache: „Wenn Reifen fehlen, liegt es meist daran, daß bestimmte Normen nicht eingehalten werden. Wenn der Reifeninnendruck nicht stimmt, geht der Verschleiß eben schneller. Außerdem glaube ich, daß mancher Kraftfahrer den notwendigen Reifenwechsel lieber etwas hinausschiebt, weil das beim G 5 wirklich eine Knochenarbeit ist."

Zugegeben, einen G 5 oder „Ural" in Schuß zu halten, verlangt vom Soldaten Müller mehr als der Frühjahrsputz des „Trabi" vom Bürger Meier. Aber das ist nun mal Pflicht und Aufgabe des Armeekraftfahrers, und die Mehrzahl drückt sich auch nicht vor dieser Pflicht. Oberstleutnant Lange betont, daß die Kontrollergebnisse von den Kraftfahrern wie auch von den Kommandeuren in den Einheiten akzeptiert werden: „Die beanstandeten Dinge an den Fahrzeugen werden in Ordnung gebracht, unverbesserliche Kraftfahrer gibt es wirklich ganz selten."

Leutnant Werner Hofmann, „nichtstrukturmäßiger" Inspektor, sonst Stellvertreter des Kommandeurs für technische Ausrüstung einer Kompanie, stimmt damit überein: „Die Kraftfahrer sind schon in Ordnung. Manchmal gibt es Mängel in der militärischen Disziplin. Sie machen zum Beispiel keine vorschriftsmäßige Meldung, aber das ist meist die Aufregung. Wenn aber das Äußere und das Gesamtverhalten des Kraftfahrers unmilitärisch, schlampig sind, dann ist in der Regel auch das Fahrzeug schlampig."

„Man kennt schon seine Leute" drückt es Oberstleutnant Lange aus der Erfahrung seiner zehnjährigen KI-Tätigkeit aus. „Ob einer begreift, sich vielleicht bemüht, Mängel sofort zu beheben, oder ob er herumeiert, nach Ausreden sucht. Auch die fehlende Schutzbrille eines Kradfahrers ist keine Lappalie. Manche lächeln oder ziehen ein Gesicht, wenn wir sie zurückschicken, aber eine Mücke ins Auge kann doch schon reichen für einen Unfall."

Gefreiter Hans Bernd Lüdemann ist einer, der begreift: „Kleinere Mängel behebe ich selbst, größere Sachen melde ich dem Schirrmeister. Wenn das Fahrzeug nicht vollständig in Ordnung ist, fahre ich nicht. Ich habe doch Verantwortung für Menschen. Und dabei habe ich die volle Unterstützung meiner Vorgesetzten." Seine Anerkennung für die Kfz.-Ausbildung in der Armee erweitert er noch: „Die Fahrschule war ganz schön hart, viel strenger als draußen. Aber das ist gut so. Vor allem in der Technik habe ich unheimlich viel mitbekommen."

Aber an einem Punkt endet auch sein Lob. „Die Kfz. sind durch die Kommandeure ab Kompaniechef aufwärts in feierlicher Form vor angetretener Einheit an die Kraftfahrer zu übergeben." So steht es in der DV 17/1. Hier mußte auch der Gefreite Lüdemann Fehlmeldung abgeben, wie alle der von uns an den zwei Tagen KI-Kontrolle befragten Kraftfahrer: „Feierlich kann ich nicht gerade sagen. Nur der TA kam mit 'runter und hat mir den Wagen übergeben und die Vollzähligkeit der Ausrüstung bestätigt." Soldat Jäckel: „Es war nur eine technische Übergabe, keine feierliche. Ich fahre nun schon das fünfte Fahrzeug, und das ging jedesmal sehr schnell." Gefreiter Kasch: „Ich habe unterschrieben, das war alles."

Eine Bestätigung dessen, was mir Oberstleutnant Lange schon vorher gesagt hatte: „Viele Kommandeure nehmen diese Forderung der Dienstvorschrift nicht ernst genug, sie begreifen nicht, wie wichtig das ist. Übergabe in feierlicher Form, das heißt natürlich auch, daß ein ordentliches, gepflegtes Fahrzeug zu übergeben ist. Klar, daß das größere Forderungen an die Kommandeure stellt."

Aber nicht nur das erscheint mir bedeutsam. Eine richtige Form der Übergabe kann dazu beitragen, sie muß zumindestens der Anfang sein, dem Kraftfahrer die Verantwortung bewußt werden zu lassen, in ihm das Gefühl zu entwickeln, daß das *sein* Fahrzeug ist.

Die Kommandeure, die Genossen der KI und die Kraftfahrer haben also eine gemeinsame Aufgabe. Und sie sollten es auch gemeinsam schaffen, daß keiner Grund zum Zittern hat, wenn es heißt: „Guten Tag, Kfz.-Inspektion, Ihre Dienst- und Fahrzeugpapiere!"

Günther Wirth

Die Schwarzfahrt

Hauptmann Werner Vörkel

Im Verhandlungssaal des Militärgerichts herrscht feierliche Stille. Eine Stille, in der die Achtung aller Anwesenden vor einem Gericht der DDR, aber auch die Erwartung des Urteils zum Ausdruck kommt. Eine Stille, die trotz allem nichts mehr zu tun hat mit der beklemmenden Atmosphäre düsterer Gerichtssäle der Vergangenheit.

Die Zuhörer auf den Bänken im Hintergrund sind nachdenklich. Vielleicht überlegt der große blonde Unteroffizier vorn links gerade, wie es in seiner Kompanie mit den in der Beweisaufnahme aufgeworfenen Fragen steht? Oder der eine Reihe hinter ihm sitzende Genosse – denkt dieser darüber nach, daß auch er schon einmal in einer ähnlichen Konfliktsituation stand, in der ihn eine leichtfertige Entscheidung hätte durchaus in die Lage des Angeklagten bringen können?

Dieser aber – der Angeklagte – sitzt auf dem ihm zugewiesenen Stuhl in der Mitte des Raumes; sichtlich um gefaßte Haltung bemüht. Man sieht seinem Gesicht an, daß ihm die Gedanken kreuz und quer durch den Kopf schießen. Und wieder und wieder fragt er sich:

„Wie wird das Gericht entscheiden?"

Fünfzehn Uhr. Festgelegter Zeitpunkt der Verkündung des Urteils. Alle Augenpaare sind auf die Tür gerichtet, durch die jetzt der Vorsitzende der Strafkammer und die beiden Militärschöffen, ein Hauptmann und ein Oberfeldwebel, hereinkommen. Nachdem sich der Vorsitzende durch einen unauffälligen Blick davon überzeugt hat, daß alle Prozeßbeteiligten anwesend sind, verliest er das Urteil:

„Im Namen des Volkes

In der Strafsache gegen den Feldwebel der NVA Klaus-Dieter S. hat das Militärgericht für Recht erkannt: Der Angeklagte wird wegen unberechtigter Benutzung eines militärischen Fahrzeuges und Verkehrsgefährdung durch Trunkenheit zu drei Monaten Strafarrest verurteilt. Seine Fahrerlaubnis wird ihm für die Dauer von einem Jahr entzogen. Er hat die Auslagen des Verfahrens zu tragen."

Kaum hörbar scharren die Stühle und klappern die Banksitze, als das Militärgericht und dann die anderen Personen im Saal wieder Platz nehmen.

Die Gedanken von Feldwebel S. kommen langsam zur Ruhe. „Komisch", überlegt er, „nun bin ich bestraft, und trotzdem ist mir, als wäre die erdrückende Last des Grübelns, der Selbstvorwürfe und der Ungewißheit der letzten Tage von mir genommen."

Feldwebel S. blickt dem Vorsitzenden des Militärgerichts voll ins Gesicht. Er kann jetzt dem Verlesen der Urteilsgründe folgen, ohne sich krampfhaft um Konzentration bemühen zu müssen.

„. . . Im Kreisbetrieb für Landtechnik in N. erlernte der Angeklagte den Beruf eines Agrotechnikers. Er konnte als guter Facharbeiter mehrmals prämiiert werden. Im Mai 1967 trat der Angeklagte, der sich als Soldat auf Zeit verpflichtet hatte, den Dienst in der NVA an . . ."

Erinnerungen werden in Feldwebel S. wach. Wie in einem Film sieht er noch einmal den Augenblick der Verabschiedung im Betrieb vor sich.

Kurt K., sein ehemaliger Meister und zugleich Parteigruppenorganisator, steht vor ihm. Neben ihm Hans und Walter – Arbeitskollegen, die wie er den Dienst in der NVA antreten. Der Meister ergreift seine Rechte. „Klaus, mach's gut! Du weißt, ich bin kein Freund von großen Worten – aber eines, Junge, präge dir fest ein. Es ist unsere Sache, für die du die MPi in die Hand nimmst! Du warst ein guter Facharbeiter – werde jetzt auch ein guter Soldat! Und . . . mach' dem Betrieb und mir keine Schande!" Klaus-Dieters Augen strahlen. Kräftig

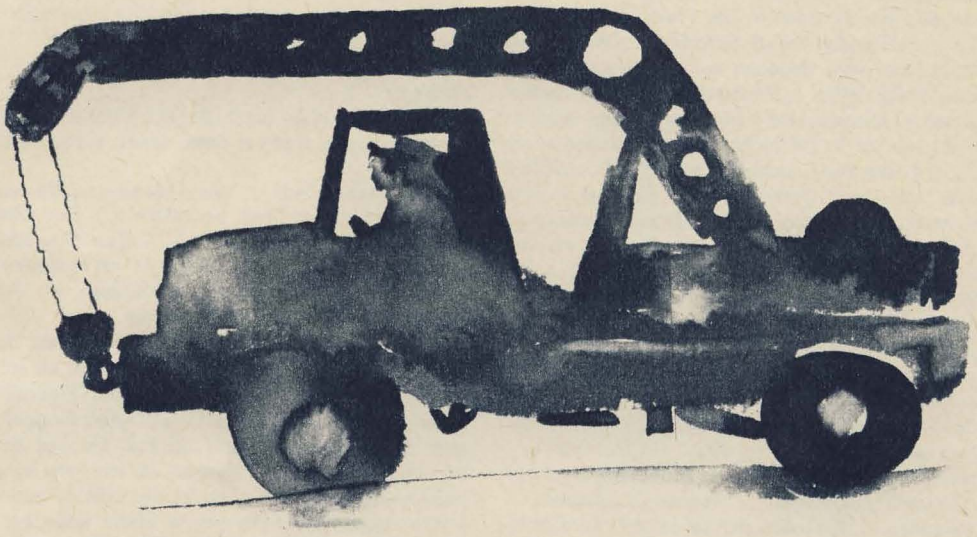
Illustrationen: Wolfgang Würfel

erwidert er den Händedruck des Älteren, schon leicht Ergrauten. „Ist klar, Kurt. Wird schon alles seinen Gang gehen." Fest nimmt sich der Unteroffizier „in spe" vor, in der Ausbildung und später als Vorgesetzter und Erzieher junger Soldaten stets zu den Besten zu gehören.

„. . . Wiederholt wurde der Angeklagte über das Verbot sogenannter Schwarzfahrten und die Gefährlichkeit des Fahrens unter Alkoholeinfluß belehrt; sowohl während seiner Ausbildung als auch in der Einheit und nicht zuletzt durch einen Vortrag eines Militärstaatsanwaltes . . ."

Eines Militärstaatsanwaltes. Ein schwaches, zaghaftes Lächeln huscht für einen kurzen Moment über des Feldwebels Lippen. So sicher, sogar noch ein bißchen mehr – habe ich damals gelächelt. Kaum vier Wochen waren wir in der Ausbildungskompanie gewesen. Die Stiefel knarrten noch, und die letzten, durch die Verpackung entstandenen Falten waren noch nicht aus den Uniformen verschwunden, da rückte unsere Kompanie in den Kinosaal ein – zum Vortrag eines Militärstaatsanwaltes über Fragen der sozialistischen Rechtspflege in der NVA. Ein ziemlich langer Major war gekommen, und bereits nach seinen ersten Sätzen hätte auch ein gehörschwacher Genosse gemerkt, daß dieser Major seine Heimatstadt Leipzig nicht verleugnen konnte. Aber was dieser Major dann so alles gesagt und mit Beispielen aus dem Truppenleben belegt hatte, das hatte Hand und Fuß gehabt. Er hatte unter anderem davon gesprochen, daß die NVA von unserem Staat die notwendige Ausrüstung und Technik erhält. Moderne Technik, die nicht billig ist und deren Kosten auch in einem sozialistischen Staatshaushalt ein spürbares Loch reißen. Er hatte dargelegt, daß das dafür notwendige Geld nicht irgendwo herkommt, sondern von den Werktätigen erarbeitet werden muß. Seine daraus abgeleitete Schlußfolgerung, daß schon aus diesem Grund jeder Soldat mit den ihm anvertrauten Ausrüstungsgegenständen und Mitteln der Kampftechnik sorgfältig umgehen muß, war eigentlich für jeden Zuhörer logisch und verständlich gewesen. Verständlich, wie auch die in diesem Zusammenhang erwähnten militärischen Gesichtspunkte. Klar, jeder Kommandeur muß zu jedem Zeitpunkt die Befehlsgewalt über die ihm unterstellte Technik haben. Klar, daß es die Einsatzbereitschaft der Einheit beeinträchtigt, wenn ein Fahrzeug plötzlich nicht mehr zur Verfügung steht. Alles klar – damals. Damals hatte ich auch noch gedacht: „Mir kann so etwas nie passieren." Und hatte wieder gelächelt.

„. . . Der Angeklagte hat bis zur Tat seine dienstlichen Aufgaben im wesentlichen gut erfüllt. Er konnte deshalb auch vierzehnmal belobigt werden. Für einzelne kürzere Zeiträume jedoch ließen seine Leistungen zu wünschen übrig. Die Ursachen hierfür lagen im noch ungefestigten Charakter des Angeklagten und zeigten sich



in Form des kumpelhaften Verhaltens gegenüber Unterstellten, der Neigung zur Überheblichkeit und nicht zuletzt auch im Hang zum Alkoholgenuß. Trotz der in militärischen und gesellschaftlichen Kollektiven geführten kritischen Aussprachen gelang es dem Angeklagten nicht, seiner durchaus positiven Entwicklung einen kontinuierlichen Verlauf zu geben . . ."

Feldwebel S. senkt schuldbewußt den Blick. Er muß dem Vorsitzenden recht geben.

Wie stolz war ich, als ich nach dem militärischen Abschlußzeremoniell an der Unteroffiziersschule die silberbetreßten Schulterstücke auf meine Uniformjacke knöpfen konnte. Gewiß – der Beste war ich nicht geworden. Aber ich hatte mich auch nie mit Mittelmaß zufrieden gegeben. Zu den Besten konnte ich mich also ehrlichen Herzens zählen. Jetzt hatte ich das notwendige theoretische und – im wesentlichen – auch praktische Rüstzeug, um meiner zukünftigen Dienststellung als Gruppenführer gerecht werden zu können.

Dann aber war in der Einheit vieles anders gekommen. Was mir aus der Sicht des Unteroffiziersschülers problemlos und leicht zu schaffen vorgekommen war, ging in Wirklichkeit nicht so einfach, wie ich es mir gedacht hatte. Es kostete mich große Mühe, mir Autorität zu verschaffen. Die Schulterstücke allein halfen da nicht weiter. Doch, doch – es gab Ratschläge und kritische Hinweise. Sowohl von älteren Unteroffizieren als auch in Dienstversammlungen und FDJ-Beratungen. Aber wer läßt sich schon gern Fehler nachsagen? Noch dazu, wenn bei einigen, die alles besser zu wissen glauben, in der täglichen Dienstdurchführung auch nicht immer Wort und Tat übereinstimmen?

Es hatte den Unteroffizier K. gegeben. Einen „alten Hasen", wie er sich selbst gern nannte. Der nahm

mich in einer Ausbildungspause wie zufällig zur Seite: „Sag mal, Klaus, willst du dir das Leben mit Gewalt schwer machen? Schön, du kommst frisch von der U-Schule, hast noch Rosinen im Kopf... Aber jetzt laß dir von einem ‚erfahrenen Kämpfer' etwas gesagt sein: Leben und leben lassen – das ist bei mir die Devise. Zwar nicht mehr lange, dafür aber bis zum letzten Tag!"

Seine Devise wollte mir nicht recht behagen. Wo kommen wir hin, wenn wir den Soldaten manches nachsehen, wenn wir es mit der Ordnung und Disziplin nicht so genau nehmen würden? Ich hatte K. zunächst nicht recht gegeben. Bald aber ertappte ich mich, wie sich seine „Theorie" bei mir hin und wieder doch in der Praxis niederschlug. Beim Fußmarsch mit Schutzmaske zum Beispiel schritt ich nicht dagegen ein, als zwei Soldaten den Maskenfilter gelockert hatten, um besser atmen zu können. Und – hol's der Teufel – manchmal hatte ich in der momentanen Situation sogar damit Erfolg. Nein, nicht daß ich durch K.'s Einfluß eine „tote Hose" geworden wäre. Aber von meiner Einstellung als Absolvent der Unteroffiziersschule zur strikten und gewissenhaften Einhaltung von Forderungen der Dienstvorschriften, Befehlen und Weisungen blieb mit der Zeit nur noch ein Teil übrig.

„... Am 15. 12. 1971 wurde dem Angeklagten gegen 14.00 Uhr die Durchführung einer Fahrt befohlen..."

So hatte schließlich die eigentliche Sache begonnen.

Hinter mir hastige Schritte, keuchendes Atmen. „Genosse Feldwebel... Genosse Feldwebel... Sie sollen... Sie sollen sich sofort beim Kompaniechef melden! Es wäre dringend, hat er gesagt."

„Ist gut, kannst wieder gehen!" Was mag der „Alte" wollen?

Hauptmann F., der Kompaniechef, legt ein Fernschreiben auf den Schreibtisch, als ich eintrete und mich – wenngleich nicht ganz korrekt – wie befohlen zur Stelle melde. „Passen Sie auf, Genosse S., ich habe gerade die Mitteilung erhalten, daß wir unseren Autodrehkran nicht wie vorgesehen erst im Januar, sondern schon morgen zum Reparaturbetrieb nach D. bringen können. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie ich mich freue! Man müßte sich direkt bei den Kollegen bedanken und ihnen schreiben, wie sie durch diese vorfristige Auftragserledigung unseren Pionieren manche Schinderei ersparen. Also, Sie werden als Fahrzeugverantwortlicher mitfahren. Fahrer macht Gefreiter M. Abfahrt morgen früh 06.00 Uhr. Fahrstrecke setze ich als bekannt voraus. Rückfahrt per Eisenbahn. Und sonst... na, Sie sind doch nicht von gestern. Sie wissen doch, was man bei einer solchen Fahrt darf und was nicht. Was sollen da noch langatmige Belehrungen... Noch Fragen? ... Keine Fragen also. Gut, schicken Sie den Gefreiten M. zu mir und kommen Sie selbst in einer halben Stunde nochmal."

Als ich wieder in das Zimmer des Kompaniechefs trete, händigt dieser dem Gefreiten M. gerade das Fahrtenbuch aus.

„Hier, Feldwebel S., für Sie Dienstauftrag und Transportschein für die Rückfahrt. Wenn es keine Fragen mehr gibt, können Sie beide wegtreten!"

„... Gegen 20.00 Uhr des 15. 12. begann der Angeklagte in der Unterkunft der Berufssoldaten mit einem anderen NVA-Angehörigen zu trinken. Bis gegen 23.30 Uhr hatte er 12 Gläser Weinbrandverschnitt und 3 Flaschen Pilsner getrunken..."

Feldwebel S. glaubt noch jetzt ein Brennen in der Kehle zu spüren, wenn er daran denkt, wie es dazu kam:

Reparaturbetrieb in D... Wenn ich bloß wüßte, wo der sich in dieser Stadt befindet! ... Bernhard müßte ich fragen! Bernhard K. – Oberfeldwebel und stellvertretender Zugführer wie ich – stammt doch von dort. Da muß er auch wissen, wo der Betrieb ist. Ich werde zu ihm gehen.

„Hast du Geheimnisse vor mir? Warum hast du eben die Spindtür so schnell zugemacht, als ich hereinkam? ... Hast du etwa deine Freundin unter dem Mantel mit ins Objekt geschmuggelt, alter Casanova?" – „Lach' du nur. Du bist der Wahrheit näher, als du denkst. Ja, ich habe eine hereingeschmuggelt ... da ist sie!" Ein schneller Griff zwischen die Uniformen im Spind, und Oberfeldwebel K. hält mir eine Flasche Weinbrandverschnitt entgegen. „Komm, setz' dich. Da ist auch was für dich mit drin... Hiergeblieben! Du willst mir doch nicht etwa einen guten Schluck abschlagen? ... Na also!"

„Prost, Klaus." – „Zum Wohl, Bernhard."

Je weiter sich die Flasche leert, desto weniger höre ich auf Bernhards Gerede. Mein Hirn arbeitet – alkoholumnebelt – auf Hochtouren. In Gedanken bin ich bei meiner Frau. Der letzte Urlaub war vor drei Wochen. Laut Urlaubsplan würde ich am 23. wieder fahren. Wie wäre es, wenn ich... Quatsch – das geht nicht, das wäre eine Schwarzfahrt! Wenn dabei etwas passiert! Etwas passiert? Was soll eigentlich passieren? Ein Unfall? Bei M. als Fahrer – undenkbar! Wir müßten natürlich einen ordentlichen Umweg machen. Ach was, auf ein paar Kilometer kommt es nicht an. Es wird ja so manche Dienstfahrt gemacht, die „nicht optimal programmiert" ist, wie es in der modernen Ausdrucksweise heißt. Der Auftrag? Wenn wir sofort

losfahren, könnte auch der Auftrag in der vorgesehenen Zeit erledigt werden. Sofort losfahren. Sofort losfahren? Jawohl – sofort losfahren! ... Moment mal, erst noch die Rolle Pfefferminz holen, damit M. nichts riecht.

„... Gegen 23.45 Uhr weckte der Angeklagte den Gefreiten M. und ..."

Das war eine Unkameradschaftlichkeit ohnegleichen von mir, wirft sich Feldwebel S. zum wiederholten Male vor. M. wurde disziplinarisch bestraft. Meinetwegen.

„M., aufstehen! Wir fahren schon eher los!"

„Genosse Feldwebel, das geht nicht! Ich bin zu müde. Ich bin gerade erst zu Bett gegangen. Außerdem – die Fahrt ist doch erst für 06.00 Uhr vorgesehen, oder nicht?"

„Diskutieren Sie nicht. Der Fahrtantritt ist vorverlegt. Wir müssen unterwegs noch eine andere dringende Sache erledigen... Kommen Sie, stehen Sie auf und machen Sie sich fertig!"

‚Saftladen, verfluchter', denkt M.

‚Die müssen doch wissen, was sie wollen. Erst heißt es so, und nun wieder so. Wenn mir das eher gesagt worden wäre, wäre ich früher schlafen gegangen... Und wenn sie es nicht eher gewußt haben? Könnte ja sein. Wenn es wirklich eilig und dringend ist? ... Also schön, stehen wir eben auf. Aber müde bin ich trotzdem noch. Wenn das man bloß gut geht!'

Bis jetzt ist alles gut gegangen. Den Dienstauftrag habe ich ja bereits. M. glaubt, daß der Umweg und die sofortige Abfahrt dienstlich notwendig sind. Hoffentlich verlangt er keine schriftliche Abänderung im Fahrtenbuch. Die Wache? Das wäre Zufall, wenn die gerade heute das Fahrtenbuch gründlich prüfen würden. Bei Fahrzeugen der eigenen Dienststelle nehmen sie es meist nicht so genau. Sonst habe ich mich über diese Nachlässigkeit geärgert – heute kommt sie meiner Absicht entgegen.

Alles ist gut gegangen. Das mit M. und das an der Wache. M. sieht mich zwar eigenartig von der Seite an, als ich ihm das einstweilige Fahrtziel nenne. Ich glaube, er weiß, wo ich wohne, und ahnt die Zusammenhänge. Aber er fährt. Zunächst. Plötzlich fährt er rechts heran und hält. Was ist los??? Ehe ich ihn fragen kann, erklärt er: „Genosse Feldwebel, entschuldigen Sie – aber ich kann nicht mehr. Ich bin so müde, daß ich den Autodrehkran nicht mehr sicher im Straßenverkehr führen kann. Entscheiden Sie, wie es weitergehen soll!"

Verdammter Mist! Das hat gerade noch gefehlt! ... M. zum Weiterfahren auffordern? Das geht gewaltig ins Auge, wenn es schief geht! Wenn ich nun selber fahre? Ich habe zwar bloß die Fahrerlaubnis der Klassen I und III, aber ich kenne den Autodrehkran gut. Und bei Einsätzen im Gelände bin ich damit schon kleine Strecken gefahren. Bloß gut, daß das M. weiß! Der wird deshalb gar nicht erst auf den Gedanken kommen, mich nach der Fahrerlaubnis zu fragen. Eigentlich dürfte ich trotzdem nicht fahren, denn ich habe Alkohol getrunken. Ach was, soviel war es gar nicht. Und außerdem werde ich sowieso recht vorsichtig fahren. Mal muß schließlich die Müdigkeit von M. vorbei sein. Und außerdem – wer A sagt, muß auch B sagen!

„Rücken Sie rüber, ich werde fahren!"

Na bitte! Geht doch viel besser als angenommen. Man muß sich eben im entscheidenden Moment etwas zutrauen! ... Möchte bloß wissen, was die Experten immer mit der Gefährlichkeit des Fahrens unter Alkoholeinfluß haben. Klar, wenn einer besoffen ist, darf er nicht fahren. Aber wegen ein paar Schnäpsen... Hoppla, jetzt wäre ich ja selber bald von der Fahrbahn abgekommen. Nur keine Müdigkeit vorschützen, alter Junge! Weiter! Ein halbes Stündchen noch, und ich kann Edelgard in meine Arme nehmen. Edelgard...

Daaaaa... ein Baum!!! Mein verzweifelter Lenkradeinschlag geht im dumpfen Krachen des Aufpralls unter...

„Für solche Handlungen, die gröblichst gegen die militärische Disziplin und Ordnung verstoßen, Straftatbestände verwirklichen und dazu gegenüber Grundwehrpflichtigen das Ansehen der Vorgesetzten schädigen, ist eine Strafe erforderlich, die dem Angeklagten die Verwerflichkeit seines Handelns verdeutlicht und ihm sowie anderen labilen NVA-Angehörigen klarmacht, daß solche Handlungen mit aller Konsequenz und Strenge geahndet werden. Dem Antrag des Militärstaatsanwaltes folgend erkannte deshalb die Strafkammer auf ..."

Feldwebel S. wischt sich verstohlen den Schweiß von der Stirn. Nachdem der Vorsitzende die Hauptverhandlung für beendet erklärt und mit den Militärschöffen den Verhandlungssaal verlassen hat, atmet der Feldwebel tief auf.

Er weiß, daß er die gegen ihn verhängte Strafe verbüßen muß. Er weiß aber auch – die vom Vertreter des Kollektivs in der Verhandlung gemachten Darlegungen haben ihm die Gewißheit gegeben, daß er nach der Rückkehr aus dem Strafvollzug nicht einer sein wird, „der einmal aus dem Blechnapf gefressen hat", sondern daß ihm das Kollektiv, sein Kollektiv, helfen wird, ein guter Vorgesetzter zu werden.

Und er beginnt schon heute über das „Wie" dieses Weges nachzudenken.

Fünfundzwanzig Jahre alt wurde jetzt unsere rumänische Bruderzeitschrift „Viața militară", zu deutsch „Militärisches Leben". Herzliche Glückwünsche senden wir aus diesem Anlaß den Genossen der Redaktion und veröffentlichen auf diesen Seiten, was sie für unsere Leser aus dem militärischen Leben der Streitkräfte der Sozialistischen Republik Rumänien berichteten.

Ein »ruhiges Plätzchen«

AR-Korrespondent
Oberstleutnant Ion Căpeț

Zwei Tage und die zweite Nacht schon hallt der Manöverlärm durch Täler und Schluchten, arbeiten sich schweißüberströmte Soldaten über Berghänge und Felsbrocken vor.

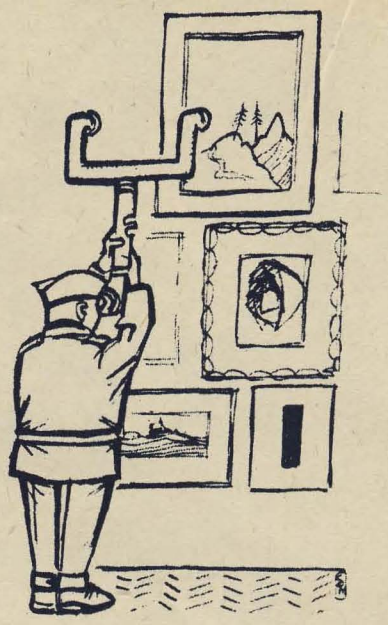
Auf einem Gipfel entdecke ich eine Funkstation – an einem so herrlich ruhigen Plätzchen, daß ich mich entschließe, hier ein wenig zu verweilen, um ungestört meine Aufzeichnungen zu vervollständigen.

Ein ruhiges Plätzchen? Unteroffizier Gavril, der Funktruppführer, reagiert auf meine diesbezügliche Bemerkung nur mit einem ironisch-finsteren Lächeln und widmet sich wieder seinen Geräten. Denn gerade hier herrscht ja Hochbetrieb! Ein nicht endenwollender Strom von Funksprüchen. Der Pulsschlag des Gefechtes.

Der Funktrupp erhält einen Befehl: Verlegen auf eine andere Höhe in Angriffsrichtung der eigenen Einheiten. Soldat Olaru schwingt sich hinter das Lenkrad; der Wagen holpert langsam einen ziemlich steilen Hang hinab. Unteroffizier Gavril und Soldat Dinu eilen voraus, räumen Steine und Bruchholz aus dem Weg. Wir atmen auf, als die halsbrecherische Fahrt ein Ende nimmt, und wir schließlich den neuen Standort erreichen.

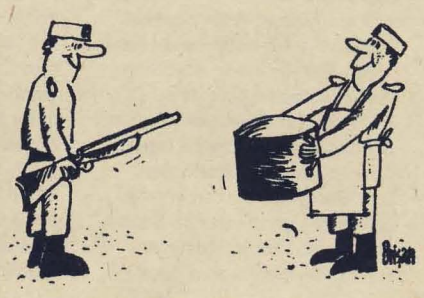
Inzwischen hat sich die Gefechtssituation verändert: Dem „Gegner" ist es gelungen, die vor uns liegenden Täler abzuriegeln. Ein mit starken Kräften geführter Gegenangriff ist zu erwarten. Zwar krachen im Augenblick keine Imitationen, knallen keine Platzpatronen; dafür herrscht in den Stäben äußerste Geschäftigkeit. Umgruppierungen werden vorgenommen, Angriffskonzeptionen präzisiert. Das alles spiegelt sich im Funkverkehr wider.
Aus einem für mich unentwirrbaren Gemisch von Stimmen und Pfeiftönen gelingt es Unteroffizier Gavril und Soldat Dinu, stets die richtige Gegenfunkstation herauszufinden.
Ihre Gesichter wirken vor Anspannung ganz schmal. Soldat Olaru, der Fahrer, lädt inzwischen Akkumulatoren nach.
Dann löst er Dinu ab.
Allmählich dringt die nächtliche Feuchtigkeit fast bis in die Knochen. Alle sind durchgefroren und übermüdet. Doch keiner schließt die Augen. Die Nachrichtenübermittlung ist der empfindlichste Nervenstrang der kämpfenden Truppe. Ohne ihn ist eine moderne Gefechtsführung nicht vorstellbar.
Nach Mitternacht tritt etwas Ruhe ein. Aus den Kopfhörern dringen, wie man mir sagt, nur noch „fremde" Signale. Langsam klappen dem Unteroffizier nun doch die Augenlider herab. Doch nur für einen Augenblick, dann fährt er hoch: Die Signale werden schwächer.
„Schnell, Olaru!"
Doch der hat nichts gemerkt, weiß vor Überraschung nicht, was er machen soll. Da löst Dumitru Dinu auch schon die Kabelverbindungen zu den Akkumulatoren, schließt die frisch geladenen an. Gleich darauf sind die Signale wieder deutlich zu vernehmen.
Der Morgen dämmert herauf. Ein Funkspruch: Der eigene Angriff rollt weiter. Die Funker freuen sich – aber nicht sehr lange. Die Station muß erneut ihren Standort wechseln.
Wieder geht es über Stock und Stein. Und dann türmt sich vor dem Fahrzeug ein unüberwindbares Hindernis auf: Ein steiler Hang, aus dem Felsspitzen wie scharfe Zähne herausragen.
Einen Umweg machen? Mit einer Verspätung von einer halben Stunde müßte man dann rechnen. Dreißig Minuten sind aber insgesamt nur noch Zeit!
Unteroffizier Gavril entscheidet: Gerät aufnehmen; es geht zu Fuß weiter!
Nur mühsam kommt man vorwärts. Dazu nieselt es nun auch noch. Das Erdreich ist locker; die Füße rutschen ab. Steine kollern nach unten. Ein Büschel Gras, ein Strauch, ein Felsspalt bieten nur dürftigen Halt. Hinzu kommt die schwere Last.
Dem Unteroffizier blutet die rechte Hand. Er scheint es nicht zu merken. Gegenseitig helfen sich die Genossen den Hang hinauf. Nur mit wenigen Worten, meist mit Blicken und spärlichen Handbewegungen verständigen sie sich.
Schließlich sind sie oben. Die Station wird in Rekordzeit aufgebaut. Dann steigen wieder ihre Rufzeichen in den Äther – auf die Minute, die befohlen war, genau. Als habe es keinerlei Schwierigkeiten gegeben.

„Und dann hat er mir noch ein U-Boot versprochen!"



Pentru patria noastră,
Republica Socialistă România!

Viața militară



Auf allen Straßen und Pfaden...

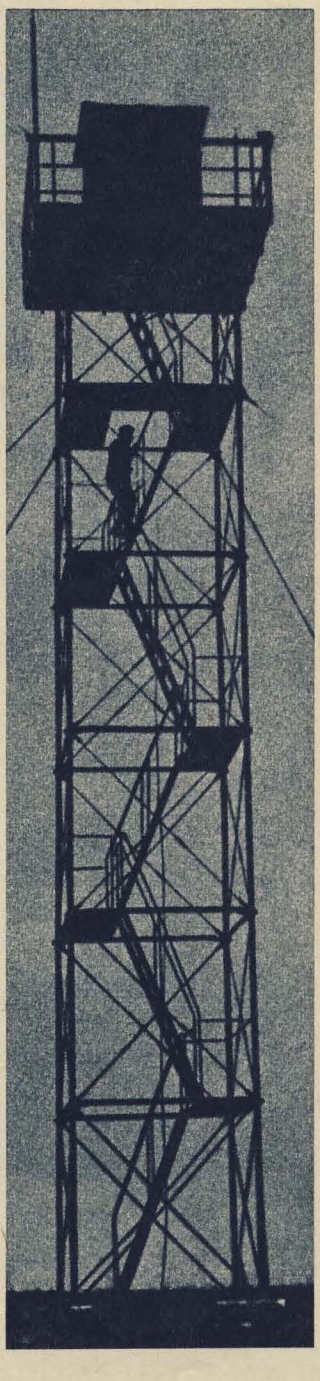
Grigore Stănescu

Auch wenn man die Grenzsoldaten nicht sieht oder hört – sie sind da. Aufmerksam spähen ihre scharfen Augen unter dem Blätterdach der Bäume und Sträucher hervor. Nichts entgeht ihnen auf den Straßen und Pfaden, die zur Grenze führen.

Die Stadt ist weit, viele Kilometer entfernt. Hier in der Einsamkeit – zwar in einer Landschaft von herber, wilder Schönheit, aber auch ohne jegliche Annehmlichkeiten des heutigen Lebens –, hier, wo die Ansprüche und Wünsche der Jugend sich schwer mit den Entbehrungen des Wachdienstes vereinbaren lassen, hier bewährt sich das Verantwortungsbewußtsein der Grenzsoldaten.

Leutnant Stefan Banc, der Kommandeur dieser Einheit, ist ebenfalls noch sehr jung. An einem Spätnachmittag, der bereits vom perlmuttfarbenen Licht der Abenddämmerung durchflutet war, lernte ich ihn kennen. Als ich eintraf, schrillten gerade ohrenbetäubend die Alarmglocken auf.

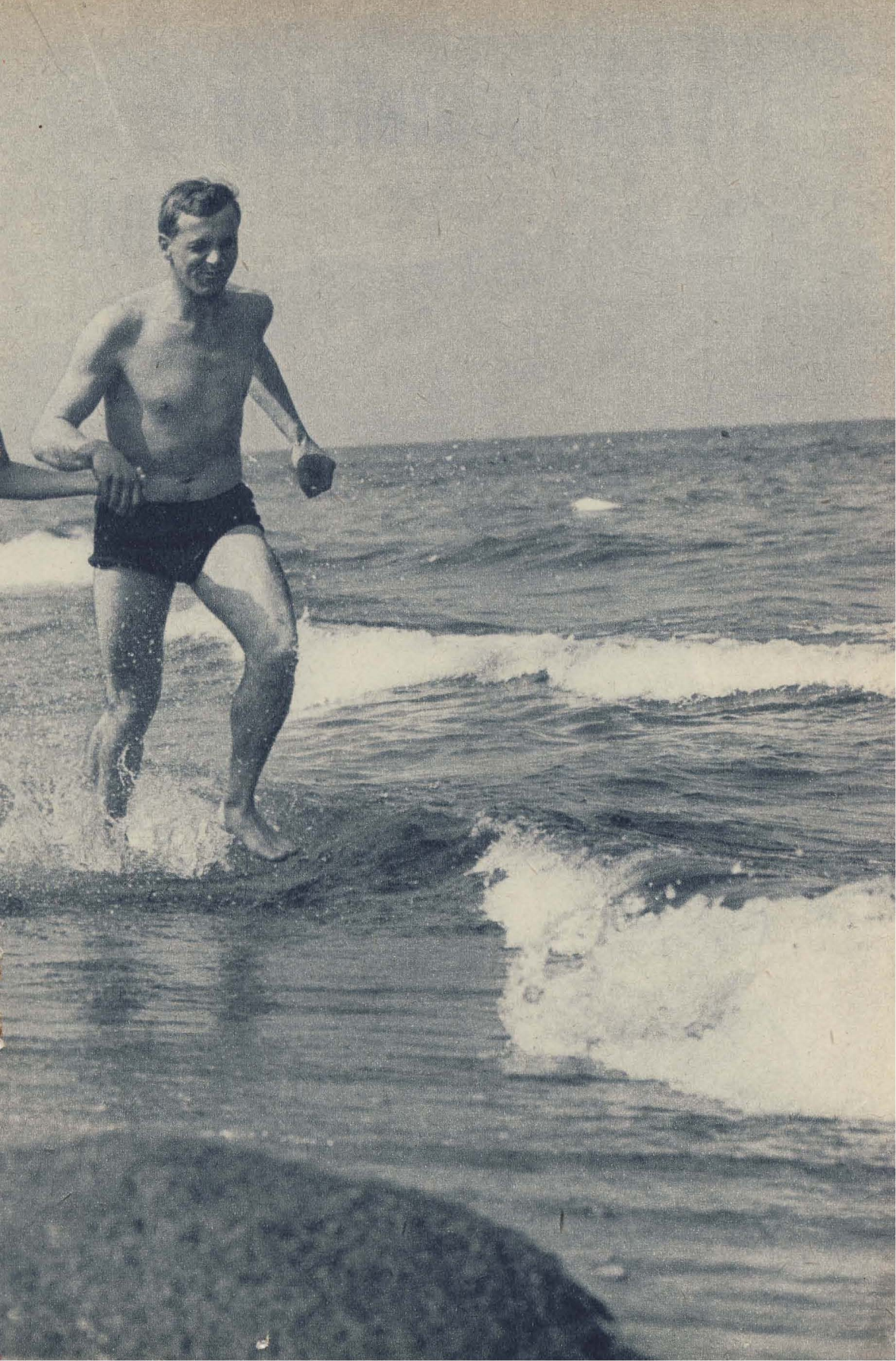
„Eine Übung", erklärte mir der Leutnant, während er ruhig und genau anhand seiner Karte berechnete, wo den angenommenen Grenzverletzern der Weg verlegt werden müßte. Vor kurzem erst, so erzählte er, habe sich etwas Ähnliches tatsächlich ereignet. Ein Soldat hatte beobachtet, wie aus einem in Richtung Grenzbahnhof fahrenden Zug ein Paket hinausgeworfen worden war. Gleich darauf waren zwei Gestalten hinterhergesprungen. Vermutlich hatten sie der Kontrolle auf der Station entgehen wollen. Über Nachrichtenmittel hatte der Soldat Meldung erstattet.



Von der Einsatzgruppe war mit Fährtenhunden sofort die Spur aufgenommen worden; und ehe es sich die Flüchtenden versehen hatten, war von den Grenzsoldaten mit taktischem Geschick ein Kreis um sie gezogen gewesen, aus dem es kein Entrinnen gegeben hatte. Eine einfache Sache, sollte man meinen. Doch als wir dann ins Gelände hinausfuhren, fand ich für mich bestätigt, daß das durchaus nicht so leicht und glatt gegangen sein konnte, wie die geraffte Schilderung des Leutnants vermuten ließ. Ziemlich unübersichtlich, die Gegend, stellte ich fest. Mit unzähligen Möglichkeiten, sich zu verbergen.

Dann aber trafen wir auf zwei Züge der Patriotischen Garden (vergleichbar mit den Kampfgruppen der Arbeiterklasse in der DDR). Geführt von dem Dreher Stefan Marin und dem Gießer Vasile Darabuţă, einem ehemaligen Unteroffizier der Grenztruppen, suchten sie jedes Gebüsch und jedes Erdloch ab, die ein Versteck bieten konnten. Ein Stückchen weiter gingen Jugendliche in blauen Uniformen mit der gleichen Gründlichkeit vor. Es waren Angehörige des Verbandes für Vormilitärische Ausbildung (entspr. d. GST).

Inzwischen war es dunkel geworden. Man sah kaum noch die Hand vor Augen. Unter Anspannung meiner Sinne bewegte ich mich an der Seite des Leutnants tastend vorwärts. Plötzlich ein Anruf – ein Grenzsoldat. Wenig später tauchte unvermutet wieder eine Gestalt aus der Dunkelheit auf – ein Kämpfer der Patriotischen Garden. Das heute sooft gebrauchte Wort „Kooperation" kam mir in den Sinn. Hier schien es mir durchaus angebracht. Und das Ergebnis dieser Übung bewies mir, daß eine solche Kooperation zum Schutze der Staatsgrenze Gesetzesverletzern keine Chance läßt.



»Freizeitgestaltung« auf

Anfang Januar 1961 stürzte in der Nähe von Overath im Rheinisch-Bergischen Kreis (BRD) eine Bundeswehr-Transportmaschine vom Typ „Noratlas" ab. In den Trümmern wurden, neben den Leichen der vierköpfigen Besatzung, einige Bücher gefunden, die eine Anleitung zum Erlernen der spanischen Sprache gaben.
Die Öffentlichkeit horchte auf. Anfragen wurden vom Kriegsministerium dahingehend beantwortet,

in der Bundeswehr bestünden schon seit längerer Zeit Sprachzirkel für Spanisch. Es handle sich dabei um eine „Freizeitgestaltung" der Soldaten.
Bald darauf bezog man auch die anvisierten Partner in diese Freizeitgestaltung ein. Springers „Welt" vermeldete ein Jahr nach dem Absturz bei Overath: „Am Jahrestag der Wiedereroberung Barcelonas durch General Franco am 26. Januar 1938 machten zum erstenmal seit jener Zeit deutsche Kriegsschiffe in diesem bedeutenden spanischen Militärhafen fest. Es war das Schulgeschwader der Bundesmarine."
Rein zufällig waren auch 60 Veteranen der spanischen „Blauen Division" anwesend, die als 250. Infanteriedivision der Naziwehrmacht am Überfall auf die Sowjetunion teilgenommen hatte. Im offiziellen Protokoll dieser Zusammenkunft stand damals noch nichts darüber, was man sich gegenseitig zu sagen wußte. Auch der 1963 erfolgte Besuch desselben Geschwaders in der größten spanischen Marinebasis, El Ferrol, schlug zumindest öffentlich noch keine Traditionsbrücke zwischen Wehrmacht, Bundeswehr und „Blauer Division". Das blieb dem Kapitän zur See Mumm vorbehalten. Der heutige Kommandeur des Flottendienstgeschwaders der Bundesmarine sagte im Frühjahr dieses Jahres in Vigo, was zu sagen war, und zwar vor versammelter Marine- und Pressemannschaft: „Ich kann sagen, daß Deutschland auf Spanien rechnet, wenn es um die Verteidigung von Europa geht. Denn wir kennen den Geist spanischer Männer, wie er sich in den heroischen Taten der Blauen Division offenbarte."
Kein Mummenschanz, sondern Verlautbarung eines Befehlshabers der Bundesmarine, und zugleich von der spanischen Presseagentur in alle Welt gekabelt. Übersetzt heißt das: Die militaristischen Kreise der BRD und mit ihnen die NATO benötigen für die geplante Vorwärts-„Verteidigung" auf sozialistischer Erde eine zweite „Blaue Division". Sie schätzen nicht nur die blauen Gestade der Costa de Sol und der anderen mit kräftigen BRD-Finanzspritzen erschlossenen Badestrände Spaniens. Viel wichtiger ist ihnen eine Blaue Armee, die Franco für den „Fall Rot" bereit stellen soll. Der Kommandeur des Flottendienstgeschwaders brauchte übrigens nicht so viel, wie er selber heißt. Sein Seite-Pfeifen für eine Aggressionstruppe ist die logische Entwicklung, die sich vollzogen hat und weiter vollzieht.
Sie begann kurz nach dem zweiten Weltkrieg, als faschistische Militärs und Rüstungsindustrielle mit Hilfe von transferiertem Raubgut in Spanien Fuß faßten. Der Flugzeugkonzern Dornier entwarf dort die Vormuster von Flugzeugen, mit denen heute die Bundeswehr und, beispielsweise, die portugiesische Kolonialarmee ausgerüstet sind. Dorniers Konkurrent Messerschmitt verarbeitete seine Kriegserfahrungen und verzehrt heute in Spanien die Profite, die ihm sein Anteil am größten Luftrüstungskonzern der BRD einbringt.
Von alledem profitierte die Aufrüstung in der BRD sehr früh. Schon 1951 erhielt der Bundesgrenzschutz als Kader der BRD-Armee spanische Pistolen und Handgranaten. Erstes in der Bundeswehr eingeführtes Schnellfeuergewehr war das spanische „Cetme", in Wirklichkeit eine Morgengabe von Nazi-Konstrukteuren an ihren Gastgeber Franco.
Inzwischen gibt man zurück. Franco-Souvenirs für die erste Aufbauphase der BRD-Armee werden mit geradezu fürstlichen Gegengeschenken honoriert. Nehmen wir den Scheck, den Außenminister Scheel bei seinem Besuch 1970 mit nach Madrid brachte, enthaltend 200 Millionen DM an „Entwicklungshilfe". In Wirklichkeit wird davon eine spanische Panzerdivision mit dem Bundeswehr-Standard-Panzer „Leopard" ausgerüstet. Dieser

REPUBLIK DEUT
SPANIEN

Verband ist unweit der Hauptstadt als Drohung gegen ein Hauptzentrum der spanischen Arbeiterklasse stationiert, was BRD-Blätter in den Jubelruf ausbrechen ließ: „Deutsche Panzer vor Madrid!" Zum zweitenmal innerhalb von 36 Jahren. Heute sind es „Leoparden", damals waren es „Panzer I" und „Panzer II", klammheimlich auf die iberische Halbinsel verschifft und zur „Legion Condor" gehörend, deren einen Zweck der Hauptkriegsverbrecher Göring vor dem internationalen Militärtribunal in Nürnberg so beschrieb: „Ich sandte mit Genehmigung des Führers einen großen Teil meiner Transportflotte nach Spanien und sandte eine Reihe von Erprobungskommandos meiner Jäger, Bomber und Flakgeschütze hinunter und hatte auf diese Weise Gelegenheit, im scharfen Schuß zu erproben, ob das Material zweckentsprechend entwickelt wurde."

Diese Generalprobe für den zweiten Weltkrieg war Göring und dessen Auftraggebern nach offiziellen Angaben eine halbe Milliarde Mark wert. Die Junkers und Heinkels trainierten erstmalig Bombenteppiche und eine Vorform der Napalmbombe, ein Gemisch aus Benzin und Öl. Zu ihren Opfern zählte die spanische Stadt Guernica, die mit einem Luftüberfall „ohne Beispiel in der Militärgeschichte" (so befand damals die Londoner „Times") in Schutt und Asche gelegt wurde. 1 654 Menschen kamen dabei um.

Guernica zählt zu den Siegen, die die „Kameradschaft Legion Condor e. V." bei ihren Bundestreffen zu feiern pflegt; und das heute – versteht sich – von Abordnungen der Bundesluftwaffe, die auch ihrerseits einen „Condor"-Kult betreibt. Im Luftwaffenmuseum Uetersen hängt die Original-Condor-Uniform des ehemaligen Kommandeurs der Bundeswehr-Luftwaffengruppe Süd, Trautloft. Dessen Buch „Als Flieger in Spanien" gehört zur Lektüre auf den Fliegerhorsten, und man entnimmt daraus, daß zwischen der „freien Jagd" auf Frauen und Kinder munter „ein paar Helle" gezischt wurden. Und auch heute empfinden es Luftwaffenausbilder als Ehrensache, den Rekruten das Lied der „Legion Condor" beizubringen, in dem es da heißt: „Wir flogen jenseits der Grenzen mit Bomben gegen den Feind – hoch über der spanischen Erde . . ."

Hoch über der spanischen Erde fliegen sie auch heute wieder. „Transall" und „Starfighter" mit dem Eisernen Kreuz auf der Tragfläche. Zwischenlandung in Mallorca. Zu Zeiten des nationalrevolutionären Krieges in Spanien Einsatzbasis der Aufklärungsstaffel AS/88 der „Legion Condor", ausgerüstet mit der „He 59". Ein anderer Heinkel-Typ fand sogar den Weg zurück. Ein Luftwaffenreporter schrieb: „Die Heinkel, ein Bombenflugzeug aus dem zweiten Weltkrieg, ist ein Geschenk der spanischen Regierung. Ausgerüstet mit einem Daimler-Benz-Motor flog sie noch vor wenigen Monaten mit dreißig weiteren Maschinen dieses Typs mit 380 km/h über die iberische Halbinsel."

Heute steht sie auf einem Stützpunkt der BRD-Luftwaffe als Investition in eine Tradition, die die Generalstäbe der BRD und Franco-Spaniens miteinander verbindet und in deren Rahmen der frühere Bundeswehr- und Nazigeneral Speidel Vorträge vor der Madrider Führungsakademie von Francos Armee hält.

Andere Investitionen: 1969 hatte die BRD im spanischen Außenhandel erstmalig die USA überflügelt. Sie ist nach den USA der zweitgrößte Kunde und der zweitwichtigste Lieferant Spaniens. Unter allen Ländern, die 1972 in Spanien investiert haben, nimmt die BRD den ersten Platz ein.

Auf dieser Flut schwimmt speziell immer mehr die Bundesmarine in spanische Häfen ein. Man verbindet den Vorstoß ins Mittelmeer und in den Atlantik mit der Bündnis-Pflege und hat dabei auch einige „Blaue" Veteranen anzubieten. Der Fregattenkapitän Stepputat hat seine Karriere zur Marineversorgungsschule unter anderem mit dem Dienst auf dem Kreuzer der Nazi-Marine „Köln" gepflastert, ein Schiff, das, wie die Zeitschrift „Die Bundeswehr" ohne Umschweife zugibt, an „den Unternehmungen der Kriegsmarine während des Spanienkrieges" teilgenommen hat.

Zu diesen Unternehmungen zählt auch das Manöver mit dem Panzerschiff „Deutschland". Ein angeblich von den Luftstreitkräften der spanischen Volksarmee auf die „Deutschland" ausgeführter Angriff führte zu „Vergeltungsschlägen" gegen spanische Städte. In Wirklichkeit war der „Angriff" auf die „Deutschland" eine bestellte Aktion des Nazi-Admiralstabs. Auf die „Deutschland" fielen deutsche Bomben – Vorwand, um eine Ausweitung der Aggressionshandlungen zu schaffen. Aber noch heute werden die bei diesem Unternehmen umgekommenen Matrosen des Panzerschiffs alljährlich an ihrer Begräbnisstätte in Kiel von der Bundeswehr als „Opfer der Roten" geehrt.

Unbestritten, sie haben ihre Mumms, die Achsen-Partner von Rhein und Manzanares. Sie haben ihre Geschichte und ihre Gegenwart. Dafür stehen auch die Namen Hitler und Franco. Der erstere empfahl dem zweiten, er solle der „Ju 52" ein Denkmal setzen, weil sie die technische Hauptlast des Francoputsches von 1936 gegen die spanische Republik getragen habe. Dieser Hinweis wurde 23 Jahre später beachtet. 1965 setzte auf dem Bundeswehr-Fliegerhorst Neubiberg eine Ju 52 der spanischen Luftwaffe auf, die „im spanischen Bürgerkrieg geflogen" war. Franco-Offiziere übergaben sie mit militärischem Zeremoniell den Erben der „Legion Condor". Ein treffendes Denkmal. Wie drückte es doch unter anderem die großbourgeoise „Frankfurter Allgemeine" aus?

„Die Bundesrepublik nimmt seit längerem an den Bemühungen teil, Spanien in europäische und atlantische Zusammenhänge einzubeziehen." *Knut*

Helden in erreichbarer Nähe

Wer sich der vielen sowjetischen Filme erinnert, die seine Empfindungswelt bereicherten und tief ins Bewußtsein eindrangen, dem wird die Frage nach der multinationalen „Vielsprachigkeit" der sowjetischen Filmkunst zunächst unbedeutend erscheinen. Wer aber diese Erlebnisse genauer durchdenkt, zur gesellschaftlichen und nationalen Konkretheit der Geschichten vorstößt, der wird bald bemerken, daß die bewundernswerte Einheit der sowjetischen Filmkunst in der vielsprachigen Basis der zwanzig nationalen Spielfilmstudios verwurzelt ist.

Entscheidend für die seit fünfzig Jahren beständige Wirkung dieser Filmkunst wurden echte Menschenschicksale und wahrheitsgemäße Geschichten, die auch unseren Alltagserfahrungen und unseren Erlebniserwartungen nahekamen. Entscheidend für den „Alltagsgebrauch" dieser Filmkunst wurden Helden, die man erreichen, an die man heranreichen konnte, denen man sich nahe fühlte. Wir bewunderten an vielen Filmen die feinfühlige, psychologisch-genaue Charakteranalyse in der Menschengestaltung, ganz gleich, ob es sich um historische oder um reine Gegenwartsfilme handelte. In zahlreichen Filmen entdeckten wir junge Schauspieler und spürten, daß in dieser schier unerschöpflichen Fülle stetig nachwachsender Kräfte die große Bandbreite der vielsprachigen sowjetischen Filmkunst begründet ist.

Wenn wir den 50. Jahrestag der UdSSR zum Anlaß nehmen, um durch ein „Festival des sowjetischen Films in Kino und Fernsehen" Aufschluß und Rechenschaft über die Vielfalt und den menschlichen Reichtum der multinationalen sowjetischen Filmkunst zu geben, so rücken dabei zu Recht Filme über unauffällige, schlichte Helden des Alltags in den Mittelpunkt der Erwartungen. Ohne dabei irgendeine künstlerische Rangfolge zu berücksichtigen, möchte ich hier

2

1

Vergangenes wird lebendig für die Gegenwart – in den Filmen „Minute des Schweigens" (1) und „Die Wärme deiner Hände" (2). In „Der weiße Vogel mit dem schwarzen Fleck" ist Wiwdja (3) als Dorfhexe verschrien. Sie wird letztlich ein Opfer der Faschisten.

Gedanken zu den Filmen Minute des Schweigens, Die Wärme deiner Hände, Der weiße Vogel mit dem schwarzen Fleck

Von Heinz Hofmann

zunächst über den schlichten, überhaupt nicht aufwendigen Film „Minute des Schweigens" aus dem Moskauer Gorki-Studio sprechen. Dieser Film ist wie ein Stück Leben, und er verdeutlicht zugleich, daß die oft zitierten und strapazierten scharfen Trennungslinien zwischen Gegenwartsfilmen und der sogenannten „historischen Thematik" in konkreten Menschengeschichten überhaupt nicht existieren. Jeder Augenblick in der Gegenwart ist mit Ereignissen und Erinnerungen der Vergangenheit, ist mit Gedanken, Wünschen und Vorausträumen in die Zukunft verknüpft.

Als ich im Frühjahr 1972 nach dem Allunionsfestival der UdSSR in Tbilissi von sowjetischen Kollegen gefragt wurde, welcher Film mich am tiefsten beeindruckt habe, antwortete ich ohne zu zögern: „Minute des Schweigens" (Originaltitel: „Eine Mi-

3

nute Gehör"). Denn in diesem Film Igor Schatrows geht es im wahrsten Sinne um einen Augenblick der Besinnung, um einen Augenblick der Rechenschaft, den jeder sich selbst schuldet, und den er zugleich all jenen schuldig ist, die vor ihm waren und nach ihm sein werden.

Drehbuchautor A. Rybakow schildert diesen entscheidenden Augenblick, diese „Minute" im Leben eines jungen Straßenbauarbeiters, der so gar keine Ähnlichkeit mit einem herkömmlichen „Leinwandhelden" hat, dafür aber Millionen junger Leute ähnlich ist. Dieser schmächtige Junge hat gerade die Schulbank verlassen. Er ging zum Straßenbau, um sich zu erproben. Vielleicht war es auch ein Zufall, der ihn hierhin verschlug. Serjosha, siebzehn oder achtzehn Jahre alt, wird als „Laufjunge" beschäftigt, und er hat es ziemlich schwer, weil er so unscheinbar ist. Aber er unterscheidet sich von den teilweise wesentlich „attraktiveren" Brigademitgliedern vor allem dadurch, daß er im Alltäglichen Schönes und Wertvolles sieht, daß er sehr genau beobachtet und auch sich selbst nicht unkritisch sieht. Mit großer Findigkeit, mit Humor und ebensolcher Hartnäckigkeit beißt er sich fest, wenn ihn eine Aufgabe erst einmal gepackt hat. Von herrlicher Frische und linkischer Zartheit erfüllt ist seine Werbung um das etwa gleichaltrige Mädchen, dem er „als Mann" nicht imponieren kann...

Als dieser Junge mit seiner Brigade bei Ausschachtungsarbeiten auf das Grab eines unbekannten sowjetischen Soldaten des zweiten Weltkrieges stößt, ergreift ihn Unruhe. Eine tiefe Sehnsucht nach der Wahrheit, nach lebendigem Begreifen der Vergangenheit, verknüpft sich mit der Frage nach dem Schicksal dieses einen Menschen, in dem millionenfaches Schicksal eine für ihn sichtbare Gestalt annimmt.

Serjosha trifft schon in seiner Brigade auf Gleichgültige. Es gibt aber auch welche, die sagen: „Mach dich auf den Weg!" Und er geht los, sucht sich Verbündete, verfolgt selbständig jede Spur, die zu Angehörigen und Überlebenden führt. Und er erfährt Teilwahrheiten, Details, scheinbar Unwichtiges. Für ihn hat alles Gewicht. Er fügt Beweis an Beweis und sieht schließlich die Ereignisse in jenen tragischen Tagen so, wie sie wirklich abliefen. Er erkennt, daß der Tote und seine Gefährten ganz unauffällige Alltagsmenschen waren, die als Helden gestorben sind. In diesen kurzen Rückblenden erscheint auch der Kriegsalltag der Soldaten in tragischen, lyrischen, komischen und dramatischen Wendungen, so, wie ihn Millionen erlebten. Hier geht es also nicht einfach um „Vergangenes", sondern um die Entdeckung und Bewertung menschlicher Haltungen, um Charaktere und Menschenschicksale, die ihre Wirklichkeit hatten und haben. Der Zuschauer erkennt Serjoshas Charakterwerte. Und er wird dadurch befähigt, seine Umwelt wissender, differenzierter und genauer zu betrachten. Der junge Schauspieler Alexander Kawalerow wird als Serjosha zu einer Identifikationsgestalt, an der sich jeder messen kann, auch wenn er nicht mehr ganz so jung ist. Es ist ein Erlebnis von unvergeßlicher Tiefe, wenn man gemeinsam mit diesem Jungen den Wert und die Unersetzbarkeit jedes einzelnen Menschenlebens erkennt. Serjosha wird in diesem Erkenntnisprozeß reifer, und ich bin überzeugt: der Zuschauer auch...

Dieser ergreifende und zugleich herausfordernde Film scheint mir am deutlichsten für den humanistischen Charakter und die sozialistische Parteilichkeit der gesamten multinationalen sowjetischen Filmkunst zu sprechen, weil er Aufmerksamkeit für den ganzen Menschen fordert. Und dieser Forderung in einer erlebnistiefen Erzählweise auch produktive Alltagswirkung sichert. Zugleich wird darin die Dramatik der Wahrheit unserer Epoche spürbar. Auf ihrer Basis vermitteln Filme aus der Geschichte aller Völker der UdSSR fesselnde Einblicke in nationale Entwicklungen und Erfahrungen, die unser Menschenbild bereichern und unseren historischen Gesichtskreis wesentlich erweitern. In diesem Zusammenhang wird verständlich, daß der Grusia-Film „Die Wärme deiner Hände" auf dem Allunionsfestival in Tbilissi mit dem „Preis für den besten Gegenwartsfilm" ausgezeichnet wurde, obwohl nur wenige Szenen in der unmittelbaren Gegenwart spielen. Das Drehbuch von Suliko Shgenti verliert nie die gedankliche und emotionelle Verbindung zur Gegenwart aus dem Blickfeld, obwohl es eigentlich die vorwiegend in der Vergangenheit ablaufende Lebensgeschichte einer georgischen Bäuerin und ihrer Angehörigen erzählt. „Alles, was sich auf Erden zugetragen hat, ging über unseren Hof hinweg", sagt die altgewordene Sidonia, die nie aus ihrem Bergdorf herausgekommen ist.

Die Regisseure Schota und Nodar Managadse entschieden sich bei der Suche nach ihrer Heldin für die junge georgische Schauspielerin Sofiko Tschiaureli. Von ihr geht die tiefste Wirkung des Films aus, auch wenn sie in der Altersmaske mitunter zu jugendlich wirkt. In ihrem Spiel ist jedoch die ganze schwere Wahrheit dieses Menschenlebens erkennbar: Wenigen Jahren des ungetrübten Glücks und des

Kinderlachens folgten Stationen der Revolution und Konterrevolution, folgten Bürgerkrieg und Krieg. In das Haus Sidonias dringt alles ein, was „draußen" geschieht. Im Alltag spiegelt sich historisches Geschehen. Im Kleinen erkennt der Zuschauer das Große. Denn um Großes geht es in diesem einfachen Leben. Als die Nachricht ins Dorf dringt, daß in Petrograd die Oktoberrevolution siegreich vollendet wurde, kommt der älteste Sohn Sidonias mit neuen Ideen ins Elternhaus zurück. Er wird zum Sekretär der Komsomolzelle gewählt. Die Mutter verteidigt ihren Sohn gegen verrohte Weißgardisten, und scheut auch nicht das höchste Opfer, die Preisgabe ihrer weiblichen Scham. Unvergeßlich, wie Verzweiflung und Zorn sie zu dieser Tat treiben.

Ihr Ältester fällt unter den Kugeln konterrevolutionärer Banditen. Ihren zweiten Sohn verliert sie im Großen Vaterländischen Krieg, und in ihrem Schmerz spiegelt sich der Schmerz aller Mütter. Aber ungebeugt und unbeugsam bleibt ihr Glaube an ein schöneres Leben, an die Überwindung des Schreckens, der Furcht und aller Leiden, die das Volk erdulden muß. In dieser schmalen, feingliedrigen Frau lebt die unauslöschliche Zuversicht der Geborgenheit in einer größeren Familie, lebt der Wille, das eigene Glück bis zum äußersten zu verteidigen, und dabei das Leben der anderen niemals aus dem Blick zu verlieren.

Neben dem bewundernswürdigen Spiel der jungen Hauptdarstellerin bezaubert in diesem Film die vollkommen organisch einbezogene, einmalig-schöne Bergwelt Georgiens. Die sowjetische Filmkunst verfügt ja nicht nur über unerschöpfliche schauspielerische Potenzen, sondern auch über jede nur irgend wünschenswerte Landschaft, deren filmische Entdeckung den Begegnungen in der menschlichen Sphäre in nichts nachsteht.

Die Vergangenheit ist also immer gegenwärtig in diesen Filmen, die deshalb besonders tief unter die Haut gehen, weil sie im Alltäglichen die Wahrheit unserer Epoche erfaßt und in konkreten Menschenschicksalen gültig verallgemeinert haben. Zugleich vergegenwärtigen die Filme „Minute des Schweigens" und „Die Wärme deiner Hände" die sozialistische Moral von Soldaten, die ihre Heimat verteidigten, ohne sich als „strahlende Helden" zu sehen. Und sie machen auch bewußt, daß diese Haltung nur in ständiger Auseinandersetzung, im stetigen Prozeß des Lernens erworben werden kann.

Durch eine ganz eigene, äußerst phantasievolle und poetische Erzählweise bestätigt sich diese wichtige Erfahrung auch in dem farbenreichen Film „Der weiße Vogel mit dem schwarzen Fleck" aus dem Dowshenko-Studio Kiew (Ukrainische SSR). Regisseur Juri Iljenko ist ein ungemein bildhafter Erzähler, tief vertraut mit der Geschichte seiner ukrainischen Heimat, sprühend und mitreißend in seiner Fabulierfreude. In seinem Film ist das Historische mit dem Gegenwärtigen durch starke volkstümliche Züge auch optisch überaus wirksam verknüpft. Er erzählt die Geschichte eines einfachen Mannes mit dem Namen Swonar (Glöckner), der sich in einem Bukowina-Grenzdorf recht und schlecht als Musikant durchschlägt und seine stetig wachsende Familie ernähren muß. Die Kinder müssen früh hinzuverdienen. Ihre Zukunftserwartung ist auf ein bißchen Wohlstand gerichtet. Als die Bukowina mit der Ukraine wieder vereint wird und sowjetische Truppen ins Dorf kommen, zeichnet sich auch in der Familie Swonars eine Wende ab. Familien werden zusammengeführt, man denkt ans Heiraten, neue Freundschaften bilden sich. Pjotr, der älteste Sohn, schließt sich den sowjetischen Truppen an, wird Kommunist und Offizier. Sein Bruder Orest wird Mitglied und schließlich Anführer des „Schwarzen Haufens", einer nationalistischen Bande; und Bruder kämpft schließlich gegen Bruder.

In fast epischer Weise werden die Eigenschaften der Menschen dargestellt und besungen. Lieder und Tänze spielen dabei eine bedeutende Rolle. Orest findet sein unrühmliches Ende, nachdem er den eigenen Bruder, den Kommunisten, ermorden ließ. . .

Dies ist ein ausgeprägtes nationales Filmwerk, in dem sich bedeutende soziale und philosophische Vorgänge spiegeln. Er geht Menschen und Schicksalen auf den Grund, ohne sich in Psychologie zu erschöpfen. Nicht zu übersehen ist jedoch auch ein Hang des Regisseurs zur Symbolik, zum effektvollen Bild, zur Breite der szenischen Komposition. Regisseur Iljenko versucht zuweilen auch, durch Bildmontagen Zusammenhänge zwischen den Anfängen der Menschheitsgeschichte und der uns bewegenden Gegenwart darzustellen. Er will verdeutlichen, daß die Welt, in der seine Gestalten leben und arbeiten, Kunst schaffen und Krieg führen, ein und dieselbe Welt ist, und er will, daß die Kräfte klar erkennbar werden.

Auf dem 7. Internationalen Moskauer Filmfestival erhielt er für dieses Werk einen der begehrten Hauptpreise. Wir haben Grund, uns von seiner hohen Darstellungskunst und poetischen Bildhaftigkeit zur genaueren Betrachtung und zum tieferen Erleben der vielsprachigen, multinationalen sowjetischen Filmkunst ermutigen zu lassen.

Für Afrikanisches Oberkommando

General Idi Amin, der Staatspräsident Ugandas (rechts im Bild), hat sich erneut für die Bildung eines Afrikanischen Oberkommandos der Organisation der Afrikanischen Einheit (OAU) ausgesprochen. Die OAU-Truppen sollten den gegen die kolonialistischen und rassistischen Regimes kämpfenden Völkern Hilfe leisten. Wie General Amin erklärte, würde sich Uganda als Stützpunkt für die Ausbildung solcher vereinigter Streitkräfte zur Verfügung stellen. In einer Landeskampagne zur Unterstützung der nationalen Befreiungsbewegungen Afrikas wurden bis Mai dieses Jahres 600000 Uganda-Schilling gesammelt und der OAU zusätzlich zu den jährlichen Solidaritätsbeiträgen übergeben.

Partnerschaft Australien–Indonesien

Einen „verstärkten finanziellen Beitrag für die technische und militärische Zusammenarbeit mit Indonesien" hat die australische Regierung beschlossen. Premierminister McMahon erklärte, daß die Streitkräfte beider Länder bereits „in einer Anzahl von Projekten eng zusammenarbeiten". Dazu gehören u. a. die Lieferung von Kampfflugzeugen an Indonesien, der Ausbau eines Militärflughafens auf Djawa, die Ausbildung militärischer Kader im SEATO-Staat Australien sowie der Einsatz australischer Militärspezialisten in Indonesien.

Aus unserem Jahrestagskalender

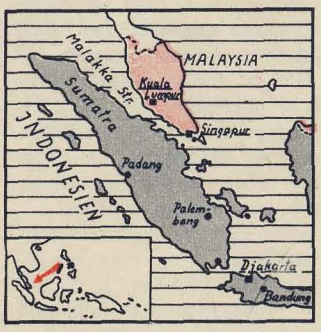
7. November: 55. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution
10. November: Tag der sowjetischen Miliz
19. November: Tag der sowjetischen Raketentruppen und Artillerie

Seoul rüstet weiter

Südkoreanische Fallschirmjäger im Einsatz gegen Studentendemonstrationen. Die ebenso als Bürgerkriegsarmee wie zur Aggression nach außen gedrillten Söldnertruppen Südkoreas zählen rund 700000 Mann. Davon sind etwa 40000 in Südvietnam stationiert. In einem Mitte des Jahres in Colorado abgeschlossenen Abkommen verpflichten sich die USA, die weitere Aufrüstung des Marionettenregimes zusätzlich zu den laufenden Zuwendungen mit 16 Millionen Dollar zu unterstützen. Der amerikanische Kriegsminister Laird betonte, die USA-Regierung werde Südkorea auch in Zukunft „effektive Militärhilfe" leisten und denke auch nicht daran, die „militärische Präsenz" einzuschränken. Von den etwa 60000 Besatzern in Südkorea werde kein Mann abgezogen, wurde weiter bekanntgegeben.

Nächste Phase Wegezoll?

Nachdem Indonesien drohte, jedes ausländische U-Boot zu beschießen, das ohne Genehmigung die Straße von Malakka passiere, verlangt Malaysia nun generell von Kriegsschiffen eine Bewilligung zur Passage des wichtigen Wasserweges einzuholen. Weiterhin wurde allen Schiffen über 20000 ts die Durchfahrt verboten. Seit der Ausdehnung ihrer Seegrenzen auf 12 Meilen im Jahre 1969 beanspruchen Indonesien und Malaysia die Malakkastraße als Territorialgewässer. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang, daß 1971 über 40000 Schiffe die Straße von Malakka passierten.



Karten: Kutzner

Kampf um Volkseinheit in Bolivien

Gemeinsam mit acht weiteren Parteien und Gruppierungen im Lande setzt sich die Bolivianische Kommunistische Partei innerhalb der Revolutionären Antiimperialistischen Front (FRA) für das geschlossene Auftreten aller Volkskräfte gegen die im August 1971 durch einen Militärputsch an die Macht gekommene Regierung Banzer ein. Nach Meinung der Parteiführung wird die antiimperialistische Volksrevolution unter den gegebenen Verhältnissen voraussichtlich den Weg des bewaffneten Kampfes gehen müssen. Die bolivianischen Genossen schlagen ihren Verbündeten in der FRA vor, sich darauf vorzubereiten, dabei jedoch alle anderen Formen des Massenkampfes, die konkrete Situation und die revolutionären Erfahrungen der Arbeiterklasse sowie der übrigen werktätigen Bevölkerung zu berücksichtigen.

Erblühendes Leben in Guinea-Bissau

Viele Monate ist Caitano Simedo nicht daheim bei Frau und Kind gewesen. Als Kämpfer der Afrikanischen Unabhängigkeitspartei von Guinea-Bissau und den Kapverdischen Inseln (PAIGC) hat er mitgeholfen, den portugiesischen Kolonialtruppen inzwischen drei Viertel des Territoriums seiner Heimat zu entreißen. Nach fünfhundertjähriger kolonialer Unterdrückung erblüht in den befreiten Gebieten neues Leben. Gab es im alten „Portugiesisch-Guinea" nicht einen einzigen einheimischen Arzt, so können heute dank der u. a. in der Sowjetunion ausgebildeten Ärzte zumindest schon die elementarsten medizinischen Bedürfnisse befriedigt werden. An den von der PAIGC in den befreiten Gebieten eingerichteten Schulen lernen gegenwärtig bereits 20000 Kinder. Wenn in einigen Jahren der Sohn des Freiheitskämpfers Caitano Simedo zur Schulmappe greift, dann werden es erheblich mehr sein.

Gewachsenes Kraftbewußtsein

Hohe Kampfkraft und mustergültige Ordnung demonstrieren bei einer Militärparade in der indischen Hauptstadt u. a. Einheiten, die an der Befreiung Bangladeshs mitgewirkt hatten. Von dem gewachsenen Kraftbewußtsein Indiens zeugt auch die Indienststellung der Lenkwaffenfregatte „Nilgiri", des ersten in Indien gebauten Kriegsschiffes. Die „Nilgiri" hat eine Wasserverdrängung von 3000 ts und kostete 184 Millionen Rupien. Ministerpräsidentin Indira Gandhi bezeichnete das Schiff als ein Symbol der zunehmenden Lebenskraft und Selbstachtung Indiens. Wie Verteidigungsminister Jagjivan Ram mitteilte, plant Indien sogar unterirdische Kerndetonationen. Der Verteidigungsminister betonte jedoch gleichzeitig, daß die Atomkraft in Indien ausschließlich für friedliche Zwecke Verwendung finden solle.

Neubauten und „Leihgaben"

Mit Unterstützung der NATO will Franco-Spanien bis 1980 die Kapazität seiner Militärmacht verdoppeln. Durch bilaterale Verträge mit den USA und Frankreich soll das Verteidigungsprogramm realisiert und in enger Zusammenarbeit, vor allem mit den USA, die Kriegsflotte modernisiert werden. Das Schiffsbauprogramm sieht 47 Neubauten und 19 „Leihgaben" aus den USA vor. Spanische Werften sollen drei Lenkwaffenzerstörer 13 schwere und zehn leichte Patrouillenboote, sechs Raketenschnellboote, zwei Versorgungsschiffe und ein Forschungsschiff bauen

Die Silvermoon-Ranch zählt nicht unbedingt zu den reichsten Anwesen in Texas. Meist ausgetrocknet und wenig ergiebig erstreckten sich die Weidegründe um einige kümmerliche Blockhütten, und mit den Rindern, denen die Mondsichel eingebrannt war, konnte man nur wenig Staat machen. Im Vergleich zu seinen Nachbarn, die recht stattliche Herden auftrieben, erzielte Rancher Hale nur spärliche Einnahmen.

Wenn die Ruhe in jenem Landstrich, der als recht friedlich galt, gestört wurde, dann gaben jedesmal Boß Hale und seine Cowboys den Anlaß dazu. Mit den Versuchen, zu nächtlicher Stunde Jungtiere von anderen Ranches abzutreiben, hatten sie zwar nur einmal Glück, die Nachbarn waren gewarnt, und der Colt saß locker, aber für Reisende wurde die Gegend immer gefährlicher. Manche Barschaft eines Fremden mußte herhalten, um den Etat der Silvermoon-Ranch aufzubessern.

An den Überfällen beteiligte sich auch der Sohn des Ranchers. William K. Hale, genannt Bill, fand zunehmend Geschmack an dieser Art des Gelderwerbs, und er bedauerte nur, daß die Zahl der Reisenden, die jenes Gebiet berührten, ziemlich gering war. Kaum siebzehn Jahre alt, da stand es für ihn fest, daß er nicht in die Fußtapfen seines Vaters treten würde, zumindest nicht in die des Ranchers. Diese Arbeit erschien ihm zu hart. So blieb von den Möglichkeiten, die er kannte, um zu Dollars zu gelangen, nur eine übrig. Und diese würde er, verdammt nochmal, besser nutzen als die lahmen Cowboys der Silvermoon-Ranch. Eines Tages – im Sommer des Jahres 1899 – hatte er seinen Entschluß gefaßt, und in der darauffolgenden Nacht führte er ihn aus. Ganze acht Dollar – mehr konnte er in der Hütte seines Vaters nicht finden – und Proviant für knapp zwei Tage führte er bei sich, als er seinem Gaul die Sporen gab, um die Ranch in Texas für alle Zeiten zu verlassen.

Die beiden Colts hingen mit jenem Abstand unter der Gürtellinie, der das künftige Metier des Jünglings mehr als deutlich machte. Einer der größten Verbrecher, den die Südstaaten je kannten, begann seine Laufbahn, und über drei Jahrzehnte hinweg wurde ihm kein Haar gekrümmt.

Der Ritt ging immer nach Norden. Irgendwo in Oklahoma, so hatte er gehört, gab es ein sagenhaftes Gebiet. Dort regierten die Banden, und über den Reichtum ihrer Beute waren phantastische Geschichten im Umlauf.

Wochenlang saß Bill Hale im Sattel, bis er das Ziel seiner Wünsche erreichte: die Banditenberge von Osage County, ein wildes, zerklüftetes Gelände auf dem Territorium der Indianer-Reservation. Ungezählte Schluchten und Höhlen, gegen Angreifer leicht zu verteidigen, boten zahlreichen Banden günstige Schlupfwinkel. Weiße Buschklepper, Einbrecher und primitive Diebe unternahmen von hier aus ihre Raubzüge. Nur selten wagte sich ein Verfolger auf eigene Faust in die Osage-Berge hinein, die Chancen, wieder lebendig zurückzukommen, waren äußerst gering. Bewußt setzten die weißen Verbrecher Gerüchte in Umlauf, die Verschollenen seien Opfer der blutrünstigen Indsmen geworden. Und viele Räubereien, nach denen die Täter unerkannt über die Grenze des Reservats verschwinden konnten, wurden gleichfalls den Rothäuten in die Mokassins geschoben. Ideale Verhältnisse also für weißhäutige Banditen, auf Kosten – zumindest des Rufes – der Indianer ihr schmutziges Handwerk zu betreiben. Die Behörden unternahmen nichts, um dieses Gangstertum zu unterbinden.

Bill Hale hatte bald Anschluß an eine Bande gefunden. Seine Hoffnungen auf rasche und reiche Beute waren allerdings nicht eingetroffen, die zuvor gehörten Geschichten empfand er nunmehr als maßlos übertrieben. So überlegte Hale, wie er schneller zu Reichtum gelangen könne.

Zuerst brach er mit einem ungeschriebenen Gesetz der Osage Hills. Eine Art Burgfrieden hatte dort geherrscht: die Banditen verschonten die Indianer, bei denen ohnehin nicht viel zu holen war, von ihren Raubzügen, und ihr Treiben wurde wohl oder übel geduldet. Außerdem konnte manches von dem Diebesgut innerhalb der Reservation abgesetzt werden. Feuerwasser stand hoch im Kurs. Jetzt begann Bill Hale, auch die Indianer zu bestehlen. Klagte ein Osage, daß eine seiner Kühe verschwunden sei, so konnte man gewiß sein, Hale in einer anderen Gegend als Verkäufer von frischem Rindfleisch anzutreffen. Mit großem Geschick ging

Dr. Christian Heermann

Der König

er vor, um jeden Verdacht von sich fernzuhalten. Allmählich verlegte er sich fast vollständig auf den Handel. Das brachte mehr ein und war ungefährlicher als die Teilnahme an den Raubzügen. Aber noch immer wartete er auf die große Gelegenheit.

Eines Morgens hatte er sein Pferd gesattelt und trabte gemächlich von den Hills in das Indianerlager hinab. Die Zahlung eines kleinen Kredits, der bei einem Kunden noch offen stand, war fällig geworden. Schon von weitem vernahm Hale monotone Klagegesänge, und als er die Tipis erreichte, hörte er den Grund: sein Kunde, ein alter Osage, war gestorben.

Blitzschnell erkannte Hale die Chance. Er murmelte einige Beileidsworte und schwang sich wieder in den Sattel. Auf kürzestem Wege führte der Ritt

in die nahegelegene Stadt Fairfax. Dort klagte Hale einem Anwalt sein angebliches Unglück: große Geschäfte habe er mit dem verstorbenen Osage gemacht, und enorm hoch wären noch seine Forderungen.

Wenig später ging den Verwandten des Indianers ein Pfändungsanspruch zu: Mr. William K. Hale beanspruche den gesamten Besitz des Verstorbenen, seine Weiden, die Rinderherde und das persönliche Eigentum, und selbst dadurch wäre noch nicht die gesamte Schuld abgedeckt. Die Familie, die sehr wohl die Geringfügigkeit des tatsächlichen Anspruches kannte, erhob Einspruch. Es kam zum Prozeß.

Hale ließ seine „Zeugen" aufmarschieren, finstere und schmutzige Gestalten aus den Osage Hills: „Jawohl, Euer Ehren", so beschworen sie, „wir kennen die Ansprüche des Mr. Hale genau. Oft genug waren wir dabei, als er die Rothaut auf baldige Zahlung drängte. Jedesmal erkannte der Indianer seine Schulden an und bat um Aufschub. Aber auf eine so hohe Summe kann ja selbst der reichste Mann nicht ewig warten. Wir haben, Euer Ehren, um ehrlich zu sein, immer die Geduld des Mr. Hale bewundert. So ist es wohl nur recht und billig, wenn er jetzt wenigstens einen Teil von dem erhält, was ihm eigentlich zusteht. Und wenn keine schriftlichen Schuldscheine vorliegen, so darf doch dem Mr. Hale daraus kein Nachteil entstehen! Vertrauen gegen Vertrauen, das war immer sein Motiv. Dazu braucht man unter ehrlichen Leuten nichts aufzuschreiben." Unglaublich,

der OSAGE-BERGE

doch durch die falschen Aussagen seiner Freunde aus den Bergen gewann Hale den Prozeß.
Noch unglaublicher, daß sich die makabre Justiz-Farce wiederholen konnte. Und das nicht nur einmal, sondern am laufenden Band. Nur selten noch ging ein Indianer vom Stamme der Osages in die ewigen Jagdgründe ein, ohne daß Hale mit dem Gang seiner Zeugen vor Gericht das hinterlassene Eigentum einklagte. Immer hatte er damit Erfolg. Das war jedoch erst der Anfang.
Prospektoren zogen durchs County, und sie machten um die Osage-Reservation keinen Bogen. Plötzlich entdeckten sie im Indianerland Erdöl. Eine Tragödie nahm ihren Lauf. Der „Vertrag über die Bodenrechte", den die Washingtoner Regierung seinerzeit den Osages zugebilligt hatte, sah keinesfalls ein unumschränktes Eigentum an der Reservation vor, wenngleich manche Bedingungen günstiger als bei anderen Stämmen ausgefallen waren. Immerhin ließen sich jetzt aus den Erdölfunden für die Indianer formell zwei materielle Vorteile ableiten: die Unternehmer mußten für jede Gallone Öl der Bundesregierung eine Abgabe entrichten, und einen kleinen Teil davon sollten die Indianer erhalten. Dazu kamen noch gewisse Einnahmen aus der Verpachtung von Teilen der Reservation an die Erdölbosse.
Eine Reihe der 2200 Osages gelangte dadurch ziemlich schnell zu einigem Reichtum. Jetzt schlug die große Stunde des William K. Hale und seiner Kumpane.
In Osage-County war es lebensgefährlich geworden, Bodenrechte mit Erdölanteilen zu besitzen. Hatte sich Hale bisher die Hinterlassenschaft zahlreicher Verstorbener auf verbrecherische Weise angeeignet, so sorgte er jetzt dafür, daß seine ausgewählten Opfer zu dem ihm genehmen Zeitpunkt starben. Zahlreiche Indianer – die genaue Anzahl ist unbekannt – kamen auf mysteriöse Art ums Leben. Man fand sie irgendwo mit einer Kugel im Kopf. Andere verunglückten unerklärlicherweise in harmlosen Landstrichen, von Felsbrocken zerschmettert, deren Herkunft rätselhaft blieb. Einige wankten nach nur einem Glas Whisky aus dem Saloon auf die Straße, brachen mit schmerzverzerrten Gesichtern und zuckenden Gliedern zusammen, tot. Und jedesmal hatte Hale davon einen Nutzen. Da gab es hohe Lebensversicherungen, die ihm zufielen, gefälschte Schuldscheine, die die Gerichte ohne weiteres anerkannten, und merkwürdige Besitzurkunden über Bodenrechte, kurz vor dem Tode des Indianers zugunsten Hales ausgestellt.
Keiner der vielen Morde wurde aufgeklärt. Die Staatspolizei von Oklahoma scherte sich nicht darum, was in Osage-County passierte. Hale hätte auch in jedem Falle ein hieb- und stichfestes Alibi gehabt, denn er mordete nicht mit eigener Hand.
Brachte auch jedes einzelne Verbrechen nicht allzuviel ein, die Summe der Untaten lohnte sich für Hale. 1920 verließ er die Räuberberge und zog auf seine neue Ranch um. Die ergaunerten Ländereien umfaßten bereits 20000 Hektar. Große Rinderherden und eine wertvolle Pferdezucht nannte

er sein eigen. In Fairfax hatte er mehr als fünfzig Prozent einer Bank erworben, das größte Einkaufszentrum der Stadt, und die Beerdigungsanstalt gehörten ihm. So zog Hale sogar aus der Beisetzung seiner Opfer noch Profit. Fortan führte er den Beinamen „König der Osage-Berge".

Mit dem bisher Erreichten gab sich der Bankier jedoch nicht zufrieden, die Serie der Morde riß nicht ab.

Einige Indianer hatten einen Anwalt mit einem Prozeß gegen Hale beauftragt. Dieser Mann stürzte kurz darauf aus einem fahrenden Eisenbahnzug. Hales Pietät besorgte ein pompöses Begräbnis. Danach winkte jeder Anwalt ab, wenn die Sache eines Klienten mit Osage-County zusammenhing. Die örtlichen Behörden unternahmen nichts.

Nunmehr bereitete der Mordbankier einen Coup vor, der ihm auf einen Schlag mehr als 300 000 Dollar einbringen sollte. Auf diese Höhe belief sich schätzungsweise das Vermögen einer betagten Osage-Squaw namens Lizzie Quiros. Durch einige Erbschaften, bei denen Hale den Zug verpaßt hatte, und vermittels mehrerer Erdölanteile war die alte Dame zu diesem für indianische Verhältnisse phantastischem Reichtum gelangt.

Lizzie Quiros hatte drei Töchter: Rita Smith, mit einem Weißen verheiratet, Anne Brown, deren Mann – ausnahmsweise auf natürliche Weise – verunglückt war, und Mollie, die jüngste, ein hübsches, noch lediges Mädchen. Bankier Hale begann das neue Unternehmen damit, daß er seinen Neffen Ernest Burkhart auf Mollie ansetzte. Trotz der ihm eigenen gehörigen Portion Dummheit hatte der junge Mann, der im übrigen seinem Auftraggeber völlig hörig war, Erfolg. Mollie und Ernest wurden ein Paar, der glückliche Onkel William finanzierte die Hochzeit, die man im April 1921 feierte.

Kurz danach war Anna Brown verschwunden. Erst einen Monat später sah man sie wieder, in einer Schlucht unweit von Fairfax, schon stark verwest und mit einer Kugel im Schädel. Das regte die alte Lizzie Quiros so sehr auf, daß sie wenige Wochen später ebenfalls tot war. Ein Giftpräparat hatte ihr Ende aber enorm beschleunigt. Das flüsterte man sich hinter vorgehaltenen Händen zu. Um die Gemüter wieder zu beruhigen, ließ Hale einige Zeit verstreichen. Erst Anfang 1923 erteilte er den nächsten Mordauftrag. Am 6. Februar zerriß ein Schuß die morgendliche Stille. Henry Roan Horse, ein Cousin von Mollie und Rita, brach tot hinter dem Steuer seines alten Ford T zusammen. Da das Opfer ein Farbiger war, reagierten die örtlichen Behörden von Oklahoma wie immer in solchen Fällen, nämlich überhaupt nicht.

Vier Wochen später, im März, reiste William K. Hale zur jährlichen Mastrinderschau nach Texas. Als er zurückkehrte, waren die Menschen in Fairfax von Panik und Entsetzen gepackt. Schon auf der Bahnstation erfuhr der Bankier einige Einzelheiten. Früh um drei Uhr hatte eine gewaltige Explosion die Stadt erschüttert, ein ganzes Haus war in die Luft geflogen.

Hale ließ sich sofort zu seinem Freund, dem Sheriff, fahren, um von ihm Genaueres zu hören: Die Ursache der Detonation werde wohl nie aufgeklärt werden können, denn nichts sei übriggeblieben, um eine Spur aufzunehmen. Und die beiden Bewohner hätte es in viele Stücke zerrissen.

Es waren Bill und Rita Smith. Bis vor kurzem hatten sie noch eine Hütte in der Reservation bewohnt. Dann zogen der weiße Mr. Smith und seine indianische Squaw in die Stadt. Hale als ein entfernter Verwandter hatte es sich nicht nehmen lassen, das Haus zuvor von seinen Leuten umbauen zu lassen.

Am Abend des gleichen Tages saß der „König der

Osage-Berge" in seinem pompösen Arbeitszimmer und zog Bilanz. Das Ziel war bald erreicht: Das Erbe der Rita Smith fiel jetzt an Mollie. Ein Hindernis also nur noch. Dann gehörte alles seinem Neffen Ernest. Mit dem schwachsinnigen Kerl wollte er schon fertig werden.

Die Zeiger der Uhr rückten auf 22 Uhr. Zufriedenheit zeichnete die Züge des Bankiers. Sein Blick schweifte durch den Raum und blieb plötzlich an einer schmalen Tür haften. Sie führte direkt ins Freie. Durch sie konnte man das Haus betreten oder verlassen, ohne von anderen Bewohnern bemerkt zu werden. Jetzt zum zweiten Mal das leichte Klopfen. Hale sprang auf und blickte zunächst durch den kleinen Spion. Dann öffnete er wütend die Tür.

„Zum Teufel, was willst Du hier, Asa Kirby?" herrschte er den späten Besucher an. „Habe ich Dir nicht gesagt, daß Du nicht unaufgefordert in meine Wohnung kommen sollst! Was ist los?" Hale hatte inzwischen den Mann in das Zimmer gezogen und die Tür sorgfältig verschlossen.

„Alles okay, Boß, mich hat niemand gesehen, bei dem Feuerwerk heute früh nicht, und auch jetzt nicht", erwiderte Kirby. Das Licht fiel auf eine groteske Figur. Ein Paar entsetzlich lange Beine wurden von einer schlotternden, beschmutzten und vielfach zerschlissenen Hose umhüllt. Das ganze Gegenteil dazu bildete eine nagelneue Frackjacke mit tief herabhängenden Schößen, in der allerdings mindestens zwei Personen von der Statur Kirbys hätten Platz finden können.

Erst jetzt bemerkte Hale, daß sein Besucher einen unangenehmen Brandyduft ausströmte. „Ich hatte dir eingeschärft", brüllte er, „hier in der Stadt nicht zu trinken. Sag endlich, was du willst!"

„Nur keine Aufregung, Boß. Es war nicht mehr als ein halbes pint. Ich habe nur im Town-Saloon etwas gespielt. Allerdings mit Pech. Bin jetzt blank. Kann ich vielleicht . . . ?"

Hale kramte in seinem Schreibtisch. „Hier sind noch zwanzig Dollar. Und von dem Feuerwerk fällt kein Wort mehr. Ich habe damit nichts zu tun!" Dann überlegte er einige Minuten. „Asa Kirby", flüsterte er schließlich, „ich habe noch einen Tip für dich, bevor du die Stadt verläßt. Es ist eine Sache, die dir allein gehören soll. Du kannst dadurch ein reicher Mann werden, mußt mir aber versprechen, nicht nur aus Fairfax, sondern aus Oklahoma überhaupt zu verschwinden."

Für Kirby gab es kein langes Überlegen. „Well, wenn sich der Job lohnt, dann verschwindet Asa von der Bildfläche."

„Du kennst Lincolns Drugstore in der Main Street. Bis übermorgen lagert dort eine Diamantensammlung. Lincolns Bruder brachte sie vor vier Tagen und holt sie dann wieder ab. Schätze, sie bringt ihre dreißigtausend Dollar. Du mußt also in der kommenden Nacht den Laden knacken. Das ist ungefährlich, denn Lincoln wohnt nicht im Drugstore. Ich überlasse dir das nur deshalb, weil du mir schon viele Dienste erwiesen hast. Aber weil du jetzt hier in der Stadt zu saufen anfängst, ist es schon besser, du gehst für immer weg. Deine Zunge kann uns allen gefährlich werden, wenn sie der Brandy löst." Frohgestimmt verschwand Asa Kirby kurz darauf in der Nacht. Am folgenden Vormittag spazierte Hale durch die Main Street. Schließlich lenkte er seine Schritte in den Drugstore des Mr. Lincoln. Gestern, am späten Abend, hätte er die Überreste des in die Luft gesprengten Hauses besichtigt, erzählte der Bankier. Dabei habe er einige Wortfetzen aus einem gerade anfahrenden Auto aufgeschnappt. Von Lincolns Drugstore und einer herrlichen Stichflamme sei die Rede gewesen. Erst habe er keine Zusammenhänge gesehen, bis ihm heute früh die Erleuchtung kam. Vermutlich saßen in dem Wagen die Attentäter, und ein zweiter Anschlag könne dem Drugstore gelten.

Lincoln und sein Gehilfe beschlossen, die kommende Nacht in den Geschäftsräumen zu verbringen. Der Inhaber hatte noch rasch eine Maschinenpistole ausgeborgt, und nun hockten die beiden Männer im Dunkeln und warteten. Sechs Stunden waren bereits vergangen, als gegen ein Uhr an der hinteren Tür die Scheibe eingedrückt wurde. Vorsichtig griff eine Hand in das Innere des Raumes. Schemenhaft zeichneten sich gegen den Nachthimmel die Umrisse einer langen, dürren Gestalt ab. Langsam und geräuschlos brachte Lincoln die MPi in eine günstige Position. Den Abzug ließ er erst wieder los, als das Magazin leergeschossen war.

Als sich hinter dem Drugstore nichts mehr rührte, flammte das Licht auf. In einer riesigen Blutlache lag Asa Kirby, von mehr als 20 Schüssen tödlich getroffen. Er konnte dem Bankier William K. Hale nicht mehr gefährlich werden und über die vielen Morde plaudern, die er in dessen Auftrag ausgeführt hatte.

Nach der Explosion in Fairfax trat der Stammesrat der Osages erneut zusammen. Erbittert verfluchten die Häuptlinge das Schicksal, das einen nach dem anderen aus ihren Reihen forderte. Jetzt mußte anders gehandelt werden. So verfaßten die Indianer eine Resolution und schickten sie an den Innenminister nach Washington. Das Schreiben enthielt eine lange und detaillierte Aufzählung der ungeklärten Mordfälle und jener Verbrechen, durch welche viele Osages um ihnen zustehende Erbschaften geprellt wurden.

Im April 1923 lag der Brief der Indianer auf dem Schreibtisch des Innenministers, und die Umstände, die in jenen Wochen das Geschehen in Washington bestimmten, dürften gerade wegen ihrer Verworrenheit bewirkt haben, daß das Schreiben nicht in den Papierkorb wanderte. Seit knapp drei Jahren residierte Warren G. Harding im Weißen Haus. Seine nur kurze Präsidentschaft – er starb bereits im August 1923 – war durch mehr Skandale als je zuvor gekennzeichnet. Der Direktor der Veteranen-Fürsorge beispielsweise hatte 200000 Dollar unterschlagen und saß im Gefängnis. Zwei andere hohe Regierungsbeamte versuchten auf gleiche Weise zu Geld zu kommen, wurden angeklagt und hängten sich auf. Und dann – als Höhepunkt gewissermaßen – platzte die Bestechungsaffäre des Innenministers Albert Fall, der am 4. März 1923 zurücktreten mußte. Fall hatte den Präsidenten überredet, große Gebiete mit Erdölquellen, die der Navy gehörten, in die Zuständigkeit seines Ressorts zu übertragen. Zu diesen Landstrichen gehörte ein Ölfeld in Wyoming, in dessen Mitte als Wahrzeichen ein teetopfähnlicher Felsen emporragte. Jene Vorgänge sind deshalb unter dem Namen „Teapot Dome Scandal" in die Geschichte eingegangen. Die Ölquellen verpachtete der Minister heimlich und ohne dazu ermächtigt zu sein an private Unternehmer, die zu den mächtigsten Ölmagnaten des Landes zählten. Es ging dabei um Werte von etwa 100 Millionen Dollar, und Fall war privat an den Gewinnen beteiligt. Jahre später mußte er dafür als erster amerikanischer Exminister für zwölf Monate ins Gefängnis. Bei seinem Rücktritt im März 1923 deutete sich einiges von dem bevorstehenden Riesenskandal bereits an.

Der neue Mann im Innenministerium war nach dem Abgang Falls peinlich bemüht, seine Person aus ähnlichen Affären herauszuhalten. Jetzt mußte er über die Resolution des Stammesrates der Osages entscheiden, und auch hier spielte Erdöl eine Rolle.

Im Sommer 1923 ließen sich nacheinander vier Männer in Fairfax nieder, ein Viehverkäufer, ein Erdölprospektor, ein Versicherungsagent und ein Naturheilkundiger. Diese Tarnungen hatten die Spezialagenten des FBI gewählt, und der Viehhändler leitete die Aktion.

Zuerst nahmen sie sich die Mordserie in der Familie der Lizzie Quiros vor, und bald konnten sie eine Bilanz ziehen: Nur die Leiche des Henry Roan Horse wurde außerhalb der Reservation gefunden und eindeutig identifiziert, dieser Sache gehen wir nach. Bei den anderen Fällen lagen die Toten entweder im Indianer-County oder konnten außerhalb nicht zweifelsfrei identifiziert werden. Das fällt nicht mehr in unsere Kompetenz, geht uns nichts an und wird nicht näher untersucht.

Damit waren die Morde an Anna Brown, Lizzie Quiros und Bill und Rita Smith abgetan. Aber die Vorgänge beim Tod des Henry Roan Horse gaben schon genügend Aufschluß. Kurz vor Ermordung des Indianers war dessen Leben mit 25000 Dollar zugunsten des William K. Hale versichert worden. Weitere Nachforschungen in den Archiven verschiedener Versicherungsgesellschaften brachten viele gleiche Ergebnisse ans Licht. Fast alle Prämien, die schon kurz nach Vertragsabschluß gezahlt werden mußten, gingen auf das Konto von Hale, und immer waren die Betreffenden auf mysteriöse Weise ums Leben gekommen. Ein Sträfling im Staatsgefängnis von Oklahoma gestand, von Hale zweimal für Morde bezahlt worden zu sein. Sogar der Trick, mit dem der Bankier Asa Kirby hereinlegte, kam heraus. Im Überschwang der Vorfreude auf den großen Fang hatte der Bandit doch etwas geplaudert, und in dem Drugstore gab es nie eine Diamantensammlung. Nach welcher Richtung sich die Spezialagenten auch wandten, ob sie in alten Gerichtsakten stöberten oder unauffällige Befragungen vornahmen, immer wieder Hale, Hale, Hale. So sahen die Ermittlungsergebnisse nach wenigen Wochen aus.

Was jedoch nun folgte, paßte so recht in das Bild der Skandale, die in Oklahoma bisher an der Tagesordnung waren oder die sich über Washington ausgebreitet hatten: es geschah nichts. Mordbankier William K. Hale durfte seine Bank vergrößern und die Ranch ausbauen, er durfte weitere Geschäfte in Fairfax gründen und neue Mordpläne schmieden, ja er durfte sogar seine Kandidatur für die nächste Sheriff-Wahl anmelden. Die FBI-Agenten zeigten nicht das geringste Interesse, dem ehrenwerten Mr. Hale auch nur eine Frage vorzulegen. Inzwischen war J. Edgar Hoover an die Spitze des „Bureau" getreten, von dem die Propaganda behauptet, er habe sofort mit der Schlamperei in dieser Behörde aufgeräumt. In Fairfax bemerkte man davon jedoch nichts. Der Mörder des Osage-Stammes ging seelenruhig seinen Geschäften nach. Allerdings war ihm einiges von den Befragungen zu Ohren gekommen, und er verschob die Tötung der jungen Indianer-Squaw Mollie auf einen späteren Zeitpunkt. Wie lange sich die FBI-Agenten in Fairfax und in Osage-County herumtrieben, ob nur einige Wochen im Sommer 1923 oder volle drei Jahre, das ließ sich nicht feststellen. Mitte 1926 waren sie jedenfalls wieder da. Die dreijährige Periode der Passivität wird in der offiziellen Geschichte des FBI mit an-

Fortsetzung auf Seite 94

Für ihre Kühnheit, ihren Mut und ihre Tapferkeit im Kampf gegen die faschistische Barbarei erhielten 11 603 Sowjetbürger – Söhne und Töchter aller Völker der großen Familie der UdSSR – die höchste Auszeichnung: den Titel „Held der Sowjetunion". Weitere, die in den Jahren des friedlichen Aufbaus Heldentaten für die Heimat vollbrachten, folgten. Drei davon stellen wir auf den folgenden Seiten vor. Sie sind wie jene

Ritter des GOLDENEN STERNS

Ein Mann spaziert am Rande des kleinen Wäldchens, das den Flugplatz säumt, entlang. Die Hände in den Taschen seiner Lederjacke vergraben, geht er dahin. Vom Flugplatz dröhnen die Geräusche abgebremster Triebwerke herüber. Aus der Höhe ist das Jaulen von Strahlturbinen zu hören.

Pjotr Ostapenko, Testpilot und Flieger aus Leidenschaft, nimmt diesen Lärm nur unbewußt wahr. Er ist in Gedanken noch bei seinem letzten – und auch schon beim nächsten Testflug. Vor einer knappen Stunde vielleicht war er zwei- und dreimal schneller als der Schall dahingejagt, hatte er das Programm Punkt für Punkt abgewickelt. Alles funktionierte. Am Boden war man zufrieden.

Er schaut nach oben. Dort im Blau, in mehr als 20 km Höhe, fliegt er fast jeden Tag mit den Blitzen um die Wette. Es ist seine Arbeit. Im rasenden Fluge erprobt er bis in die feinsten Einzelheiten den komplizierten Mechanismus der Versuchsflugzeuge. Horcht sie ab. Beobachtet ihr Verhalten in dieser und jener Situation. Zwingt sie unter extremen Bedingungen seinem Willen. Als Testpilot bringt er gewollt und geplant neue, noch unbekannte Flugzeuge in schwierige Fluglagen. Seine Flüge sind zwangsläufig mit Risiko verbunden. Aber für den Testflieger ist das normal. Er fliegt in Bereichen, die uns auf der Erde fremd sind. In der Zone der Hitzebarriere. Er steuert Flugzeuge aus besonders festen Legierungen mit Geschwindigkeiten von drei Mach und mehr. Das sind über 3000 km/h – für irdische Bedingungen unvorstellbar. Flugzeuge herkömmlicher Art, aus einfachem Duraluminium, würden einen solchen Flug keine zwei Minuten aushalten. Sie würden schmelzen. In der Luft zerplatzen. Denn bei diesen Geschwindigkeiten erhitzt sich die Außenhaut an der Luft auf fast 300 Grad, und das bei einer Umgebungstemperatur von minus 60 Grad.

Ostapenko fliegt bei seinen Versuchsprogrammen „etwas länger" als zwei Minuten. Wenn nicht die automatischen Kühlanlagen an Bord wären, würde das Flugzeug aufleuchten wie ein Komet. In der Kabine bleibt die Temperatur konstant wie in einem gut geheizten Zimmer. Sie steigt nur dann an, wenn der Pilot das Testflugzeug bewußt in Lagen bringt, die eine übernormale

Aufheizung auslösen. Das muß aber sein, weil er die Leistungsgrenzen jeder Baugruppe erforschen soll. Mitunter stellen sich solche Situationen ganz von selbst ein. Während eines Tests in großer Höhe und bei einer vorher noch nie erreichten Geschwindigkeit bekam die Maschine ihre Mucken. Die Temperatur stieg und stieg. Nur mit Mühe gelang es Ostapenko, Herr über die Technik zu bleiben. Nach geglückter Landung konnte er nicht aussteigen. Das Kabinendach war am Rumpf des Flugzeuges angeschweißt . . . Am nächsten Morgen stand ihm bereits ein neuer Testflug bevor.

Wie wurde der Held der Sowjetunion Pjotr Ostapenko Testpilot? Danach befragt, erzählt er jene Episode seines Lebens, die sich vor dreißig Jahren zutrug, 1942, als die faschistischen Eroberer in den Nordkaukasus vordrangen und die Front sich der Stadt Ordshonikidse näherte.

Auf der staubigen Landstraße schleppte sich ein müder und hungriger Blondschopf zu einem nahe gelegenen Chutor, einem Vorwerk. Da vernahm er plötzlich Motorengeräusche. Und im gleichen Moment zerfetzten auch schon MG-Garben das Gras am Straßenrand. Ein Jäger mit dem schwarzen Balkenkreuz machte wie zum Spaß Jagd auf den Jungen. Dreimal flog er an. Als er endlich abdrehte, erhob sich eine schmächtige Knabenfaust und drohte ihm. Damals schwor Pjotr, alles zu tun, um einst in solchen Flugzeugen zu fliegen, bei deren Anblick die Feinde schon Angst bekommen. Er machte den Schwur wahr. Zäh und verbissen lernte er. Wurde Flieger, Testpilot.

Ostapenko ist Inhaber von drei Weltrekorden die er mit der E-266 erflog. Die Flugroute war kreisförmig. Ihre Länge betrug 1 000 km. Mit zwei Tonnen Last an Bord raste die Mikojan-Konstruktion mit rund 50 km in der Minute dahin; fast einen Kilometer pro Sekunde! Testpilot und Bodenstation arbeiteten Hand in Hand. Zu jeder Zeit wußte Pjotr, in welchem Bereich er sich befand. Die Kontrollwerte stimmten mit den errechneten stets überein. Der Weltrekord konnte in die Listen der FAI eingetragen werden.

Neue Flugzeuge warteten auf die erfahrene Hand des Piloten. Ostapenko zwang und zwingt sie zum Gehorsam. Er geht auf den Flugplatz wie der Dreher in die Werkhalle – zu einer, nein, seiner alltäglichen Arbeit. In der Erprobung der modernsten Überschallflugzeuge für die sowjetischen Luftstreitkräfte sieht er seinen gesellschaftlichen Auftrag. Die Erfüllung seines Lebens.

Die größten Luftfahrtzeitschriften des Auslands schrieben über den Riesenhubschrauber W-12, noch ehe er 1971 zur Flugzeugausstellung nach Paris flog: „Er hat keine Konkurrenten im Westen... Das Debüt des russischen Transportgiganten hat den Hubschrauberbau in der Welt in Aufregung versetzt..."

Später, nach den Vorführungen, schrieben sie: „Das Schauspiel, das diese Maschine bot. die über Le Bourget mit erstaunlich geringem Geräusch dahinglitt – trotz der Leistung von 26000 PS – zwingt, darüber nachzudenken: Sind wir nicht vielleicht zwei Jahrzehntelang einen falschen Weg gegangen?" ...

Die Besatzung von Wassili Koloschenko erprobte den W-12 und steuerte ihn durch ganz Europa nach Paris. Für die Erprobung des Riesen – die Krone seiner Laufbahn – wurde Wassili Koloschenko „Held der Sowjetunion". Noch nie zuvor hatte ein Hubschrauber die kolossale Last von 40 Tonnen gehoben. Noch nie zuvor ordnete sich ein Hubschrauberführer 26000 PS unter!

Es war vor dem Europaflug. Im gelben Morgennebel tauchte über dem Flugplatz ein Apparat auf, wie ihn noch niemand gesehen hatte. „Junge, Junge", sagten verblüfft die Monteure, die doch allerhand gewöhnt sind. „Seht nur, da bringen zwei Hubschrauber einen Flugzeugrumpf an." Von weitem sieht der W-12 auch so aus. Wie ein gewaltiger Schmetterling. Sein Rumpf gleicht tatsächlich dem eines Transportflugzeuges, und auch das Leitwerk. Die schmalen Flügel verbreitern sich etwas nach ihren Enden hin. Dort sitzen die Triebwerke mit den weit ausladenden Tragschrauben. Transversal, so sagt der Fachmann, sind sie angebracht. Das bietet große Vorteile, hat aber auch negative Seiten. Noch kurz vor dem erfolgreichen Flug glaubten Experten nicht daran, die Mängel kompensieren zu können.

„Es waren auch keine leichten Tage, damals", erinnert sich Koloschenko. „Nach meinem ersten mißglückten Flug mit dem Neuen erkrankte der Chefkonstrukteur schwer. Wir fuhren zu ihm, um ihm über alles zu berichten.

Ich machte viel durch, es tat weh, den Mißerfolg zu sehen. Vor allem bei jenem Testflug, als das häßliche Schaukeln begann und der leitende Ingenieur aus seinem Sessel geworfen wurde. Später, auf dem Boden, konnten wir die Ursachen des verpatzten Fluges nur danach beurteilen, woran wir uns erinnern konnten, und was die einzelnen Besatzungs-

mitglieder aussagten. Mir war klar, es war keine Fehlkonstruktion. Ich behielt Recht. Folgende Begebenheit bestätigte mich:
Es war im Winter. Der W-12 flog bereits. Ich stand mit ihm über einem Feld. Die Tragschrauben wirbelten Schneewolken hoch in die Luft. Ich flog vorwärts, rückwärts, hob die Maschine und senkte sie wieder. Alles verlief nach Wunsch. Nach der Landung ging ich zur Flugleitung. An der Ecke des Gebäudes stand ein bekannter Wissenschaftler. ‚Na, wie ist es?', fragte ich ihn. ‚Wenn Sie mir gesagt hätten, diese Maschine fliegt, ich hätte es nie geglaubt. Führten Sie mir einen Film darüber vor, ich glaubte es noch immer nicht. Aber das, was ich heute sah, hat mich erschüttert.'"
Wassili Koloschenko testete schon den Mi-1. Damals in den vierziger Jahren. Im Norden, an der Mündung des Ob und der Lena, in der Tundra und an anderen menschenleeren Orten hatte er notlanden müssen. Auch das gehörte zum Versuchsprogramm. In Moskau berichtete er den Konstrukteuren von seinen Erfahrungen. Mehr als einmal verjagte er mit Signalraketen Eisbären von seiner Mi-4 auf der driftenden Station „Polar 5". In der Antarktis setzte er Geologen ab – draußen auf Eisschollen. Er stieg am Himalaja bis in eine Höhe von 8000 Metern, um Menschen zu retten. Er flog im Hochgebirge bei Gewittern mit sieben Mann an Bord . . . Und dann stellte die Besatzung Koloschenko Weltrekorde am laufenden Band auf. Mit dem Mi-6, dem Mi-8 und dem Kranhubschrauber Mi-10, mit dem Wassili in den Schweizer Alpen eine Drahtseilbahn bauen half. Er fliegt das vierte Jahrzehnt und spricht mit Begeisterung davon, wie der W-12 bei der Erschließung der östlichen und nördlichen Gebiete seiner Sowjetheimat helfen kann.

Den Stern des Helden der Sowjetunion erhielt Oleg Chomutov für schlaflose Nächte, wie er selbst sagt.

„Öfter fragt man mich", so erzählt er, „wofür ich ausgezeichnet wurde! Das kann doch nicht für Heldentaten im Kriege gewesen sein, dazu sind Sie doch zu jung? . . . War es für den Kosmos?"

‚Für die Arbeit', antwortete ich.

‚Für schlaflose Nächte.'

‚Dafür verleiht man den Titel?'

‚Man verleiht ihn', sage ich."

Der 36jährige Oleg Chomutov ist Erprober für Fliegerrettungsgeräte, Katapulte, Schleudersitze. Seine Tätigkeit besteht darin, sich jeden Tag aufs neue aus pfeilschnellen Flugzeugen – in allen Lagen – zu katapultieren. Normalerweise „steigt" man mit dem Fallschirm aus, wenn es nötig ist. Überschallpiloten können das nicht. Sie müssen in der Minute der höchsten Gefahr mit Hilfe der Technik das Flugzeug verlassen. Sie schießen sich mitsamt dem Sitz hinaus.

Für Oleg ist das Katapultieren, genauer gesagt die Erprobung von Rettungsmitteln aus Flugzeugen und Hubschraubern, eben Arbeit.

Er leistet sie bei Tage und bei Nacht. In großen und in geringen Höhen. Und diese Arbeit ist eine einzige Heldentat, ein ständiges Wagnis für andere. Ein Wagnis im Namen des Lebens. Er spürt als erster die unvorstellbaren Belastungen, die auf den Körper einwirken, wenn die Sprengpatrone gezündet hat und der Sitz wie ein Geschoß aus dem Flugzeug fährt. Er ermittelt als erster – und merkt es am eigenen Leibe –, ob der neue Katapultsitz einfach, aber bequem und sicher ist.

Er fällt wie ein Stein aus großer Höhe der Erde entgegen. Bis sich endlich der Fallschirm öffnet. Anders aber geht es nicht. Denn kein Meßgerät berichtet über einen Testsprung oder über das Katapultieren so genau und anschaulich wie der Mensch. Wie schwer muß das sein, in solcher Lage alle Sinne beisammen zu haben, die Nerven zu behalten und jede Phase des Sprunges zu registrieren! Muskeln und Nerven sind überbelastet. Zum Zerreißen gespannt. Beim Hinausschießen wirft sich eine Last auf den Körper, die nicht zu beschreiben ist. Dann das Warten bis zum Auslösezeitpunkt . . . Wenn der Geräteautomat nicht in der vorgesehenen Höhe auslöst, verbleiben nur noch Sekunden, um sich selbst zu retten. Das sind Sekunden zwischen Leben und Tod, die mehr als Kaltblütigkeit verlangen. Und selbst in dieser Situation kommt es darauf an, alles zu erfassen, sich zu merken, damit die „Erde" auch jede Einzelheit erfährt.

„Ob mir manchmal bange ist? Ehrlich, es ist immer schrecklich. Mit jedem Jahr nimmt die Furcht auch zu. Besonders in der Nacht vor dem Experiment. Erinnern wir uns an Puschkins Zeilen: ‚Das Alter wandelt vorsichtig und blickt mißtrauisch' . . . Man weiß eben zuviel, daher flieht der Schlaf. Nein, es ist nicht die Angst, bei der die Selbsterhaltung das Verhalten bestimmt, keine blinde Angst. Obgleich ich auch das durchgemacht habe, als ich nach einer Katastrophe erneut zu springen begann. Mir war damals so, als ob die Fallschirmleinen die Füße abrissen. Noch auf der Erde klammerte ich mich an die Haltegurte. Mit der Zeit gab sich das wieder, ich lebte mich erneut in die Arbeit ein . . . Aber lassen wir das, die physischen Belastungen bei unserer Arbeit sind nicht das schwerste. Schlimmer ist die Spannung, in der man die ganze Zeit lebt. Stets bereitet man sich auf den Kampf vor, auch auf den Kampf um sein Leben. Er wird nach Sekunden berechnet. Man bemüht sich, die günstigste Variante voraus zu sehen, versetzt sich in ungewöhnliche Lagen, unerwartete Möglichkeiten. Der Sieg in unserem Beruf ist, wie überall, nicht leicht zu erringen."

Schon als Jungen lockte Oleg der Himmel. Bei den Luftparaden in Tuschino sang er unter der Seidenkuppel: „Der Fallschirmspringer findet stets ein Plätzchen zur Landung". Danach wurde der Ingenieur Oleg Chomutov Test-Fallschirmspringer. Seit 13 Jahren übt er diesen gefahrvollen Beruf aus.

Vor einiger Zeit erhielt er eine schwierige und recht komplizierte Aufgabe. Alle waren aufgeregt; war doch zuvor einer der Kameraden tödlich verunglückt.

Oleg hatte zu beweisen, daß

Illustrationen: Rudolf Laub

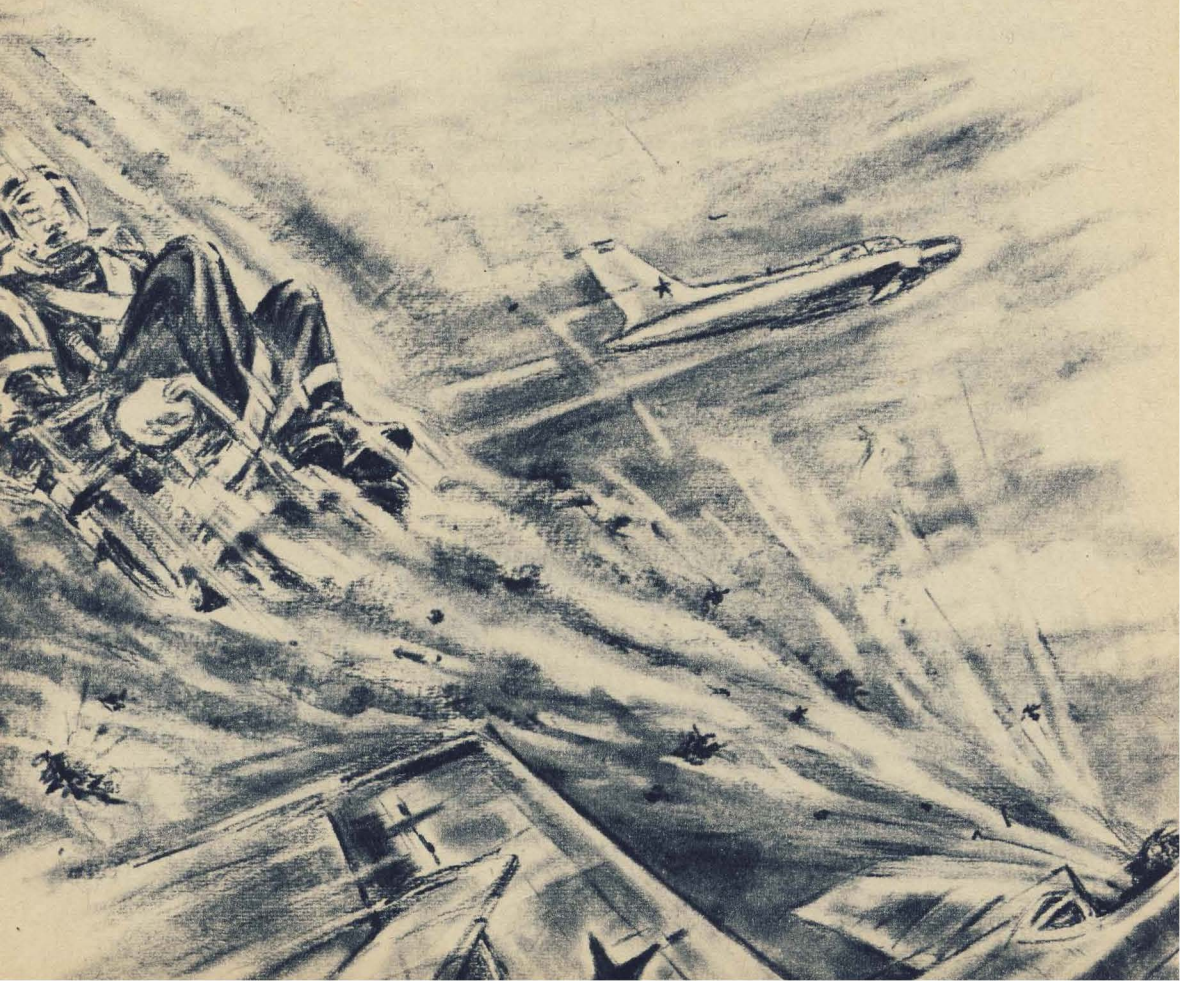
das neue Rettungssystem für moderne Überschallflugzeuge in großen Höhen einwandfrei funktioniert... Die vorgesehene Höhe ist erreicht, die entscheidende Sekunde da. Ein Griff. Ein dumpfer Knall. Das Kabinendach fliegt weg, dann schießt der Katapultsitz wie ein Geschoß in die Höhe. Quälende Sekunden. Sie schleichen förmlich dahin. Oleg ist verpflichtet, zu warten. Abzuwarten, ob der Geräteautomat in Tätigkeit tritt. Endlich die Erlösung! Geschafft! Sind doch Prachtkerle, die Konstrukteure. Dieses Rettungsmittel ist genau das richtige... Der Beruf des Testspringers oder Testpiloten belastet doch auch die Familie. Auf die Frage, ob sie Angst habe, wenn ihr Mann zur Arbeit geht, antwortet seine Frau schlicht: „Ich bin es gewohnt."

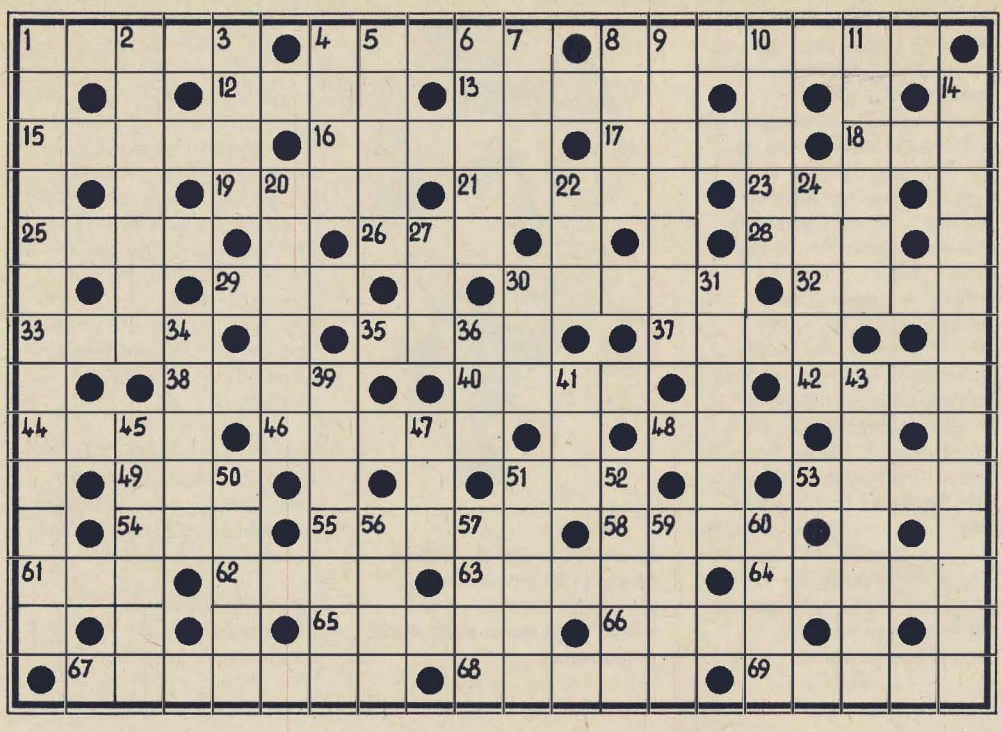
Ist es denn möglich, sich an so etwas zu gewöhnen? „Ich hoffe einfach... und warte." Wie tapfer doch diese Frauen sind.

Kurz nach seiner Auszeichnung mit dem Goldenen Stern war Oleg auf dem Bahnsteig einer Vorortstation. Dort saß auf einer Bank ein älterer Offizier, die Brust mit den Spangen vieler Auszeichnungen geschmückt. Als er Olegs Stern sah, sprang er auf und erwies ihm die Ehrenbezeigung. So begegnete der erfahrene Kämpfer dem jungen „Helden".
„Ich habe ihn einfach umarmt und geküßt", sagte Chomutov. „Anders konnte ich nicht handeln."

Drei Helden mit dem Goldenen Stern, drei Helden des friedlichen Alltags. Ihre Arbeit gilt der Stärke des sozialistischen Vaterlandes, unserer Welt.

Nach Materialien der „Krasnaja Swesda", bearbeitet von K. Erhart





KREUZWORTRÄTSEL

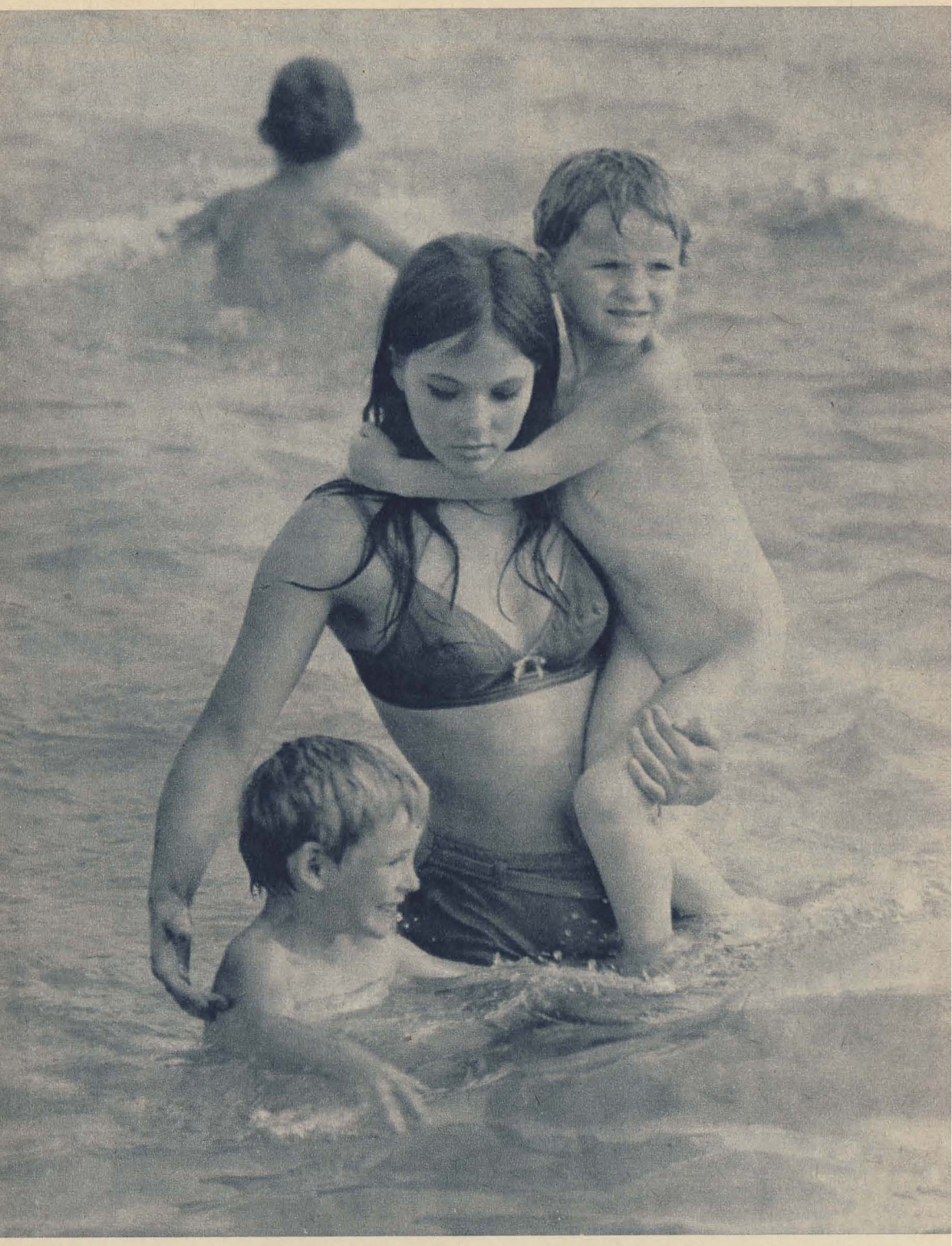
Waagerecht: 1. Tasteninstrument, 4. Maßeinteilung an Meßgeräten, 8. sowjetischer Kosmonaut, 12. Fluß zur Ostsee, 13. Wunschbild, 15. österreichischer Komponist, 16. Fehllos, 17. Geldinstitut, 18. Hausflur, 19. Fluß in Irland, 21. Hausvorbau, 23. das Universum, 25. Betrieb für Geflügel- oder Pelztierzucht, 26. germanischer Wurfspieß, 28. Schieferfelsen, 29. Strom in Afrika, 30. Wagenkolonne, 32. Singvogel, 33. Gestalt aus der Oper „Cavalleria rusticana", 35. Gedanke, Einfall, 37. Backmittel, 38. Stadt in Belgien, 40. Filmgesellschaft in der DDR, 42. Felsenklippe, Sandbank, 44. Maßeinheit der Leistung, 46. Ruhegeld, 48. Stimmlage, 49. Tip, Hinweis, 51. Gewässer, 53. indisches Frauengewand, 54. japanischer Maler des 13. Jahrhunderts, 55. Einbringung der Frucht, 58. Segelschiff mit mindestens drei Masten, 61. Höhenrücken bei Braunschweig, 62. Zeitabschnitt (Mehrzahl), 63. usbekisch-sowjetischer Schriftsteller, 64. Abwesenheitsbeweis, 65. Zeitabschnitt, 66. Tierbau, 67. Geschoß, 68. Stichwaffe, 69. Sportboot.

Senkrecht: 1. militärischer Dienstgrad, 2. hoher Offiziersdienstgrad, 3. Hauptstadt der Republik Togo, 4. Gebirgshirt, 5. organisierter bewaffneter Kampf, 6. Flüssigkeitsmaß, 7. Blutgefäß, 8. Geschenk, 9. Westgotenkönig, 10. in transkaspischen Steppen lebende Form der Schafe, 11. Kunststoff, 14. militärischer Dienstgrad, 20. Sportler zu Pferde, 22. Heilbehandlung, 24. Zeitschriftenabonnent, 27. Schwur, 30. Getränk, 31. Schauspielerin der DDR, 34. Etagenvorbau, 36. Stadt in Holland, 39. Überläufer, Abtrünniger, 41. Märchengestalt, 43. europäischer Staat, 45. Muskelzittern, 47. Laut, 50. chemisches Element, 51. Gewebeart, 52. Landschaftsform, 56. Weinstock, 57. Wertloses, 59. Stadt an der Elbe, 60. ärmliche Behausung.

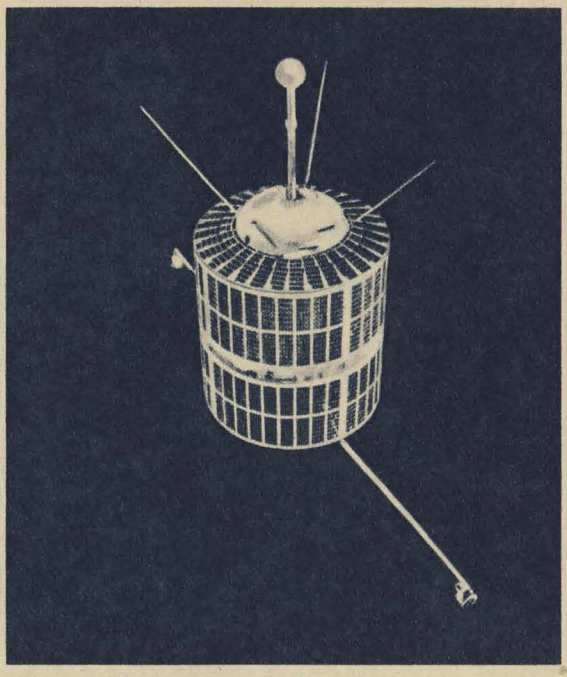
Auflösung aus Nr. 9

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 3. Umbra, 6. Marne, 10. Terz, 12. Altin, 13. Uran, 14. Elbe, 15. Insel, 18. Atlas, 19. Toth, 22. Dill, 24. Lasso, 26. Pegel, 28. Arrak, 29. Nie, 31. Mob, 32. Lied, 34. Erle, 37. Flora, 40. Tumor, 41. Elite, 43. Marc, 45. Gran, 46. Anina, 47. Stiel, 48. Green, 51. Nina, 53. Isar, 54. Eva, 56. Bai, 58. Tunis, 59. Torso, 62. Miete, 65. Efeu, 67. Grad, 69. Antos, 70. Ampel, 73. Rigi, 74. Lens, 75. Opole, 76. Atta, 77. Etmal, 78. Salat. – **Senkrecht:** 1. Jagdflugzeug, 2. Stil, 3. uni, 4. Bus, 5. Aula, 6. Maas, 7. Anton, 8. Neapel, 9. Else, 10. Tete, 11. Rat, 16. Narkose, 17. Elke, 20. Olm, 21. Hubschrauber, 23. Ladung, 25. Sellin, 27. Ger, 30. Ife, 33. Eta, 35. Ren, 36. einige, 38. Ostende, 39. Ameise, 42. TAN, 44. Als, 46. Ana, 49. rar, 50. Ebonit, 52. Atem, 55. Ata, 57. Imola, 60. Odra, 61. Sage, 63. Isel, 64. TASS, 66. Flor, 68. Rot, 71. Pol, 72. Lot.



Boreas (ESRO)



Technische Daten:

Verwendung	Meßsatellit
Körperdurchmesser	0,76 m
Körperhöhe	0,93 m
Umlaufmasse	85 kg
Bahndaten (abgerundete Durchschnittswerte):	
Bahnneigung	85°
Umlaufzeit	91 min
Perigäum	290 km
Apogäum	390 km
erster Start	1. 10. 69
bisher gestartet	1 (Stand Sept. 1972)

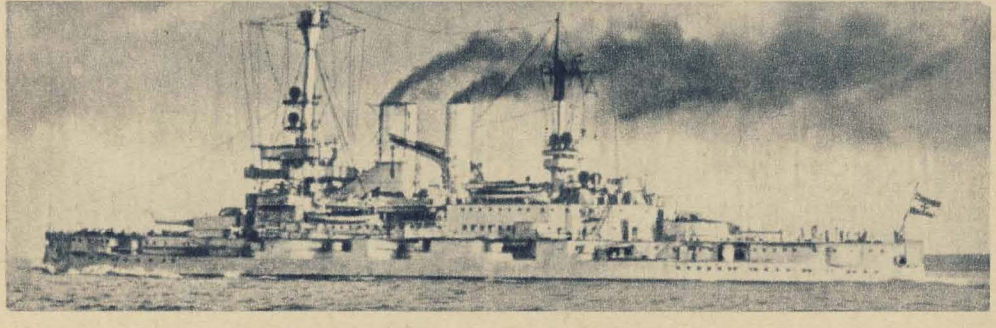
Dieser zweite von der ESRO („Europäische Raumfahrtorganisation") gestartete Erdsatellit diente im wesentlichen den gleichen Aufgaben wie sein Vorgängertyp „Aurorae" (siehe AR 3/72). Er lieferte u. a. Meßwerte über das Eindringen von Teilchen geringer Energie in die Erdatmosphäre in Bereichen über der Polarlichtzone. „Boreas" verglühte nach 52 Tagen in den dichteren Schichten der Erdatmosphäre.

Linienschiff „Schleswig-Holstein" (Deutschland)

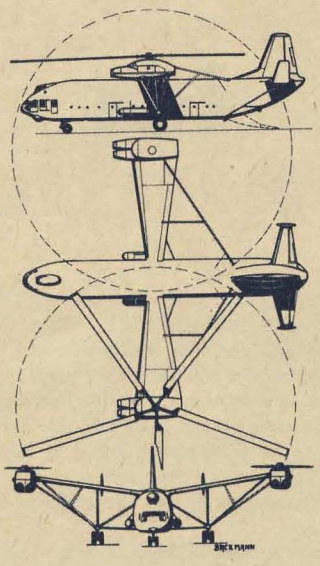
Taktisch-technische Daten:

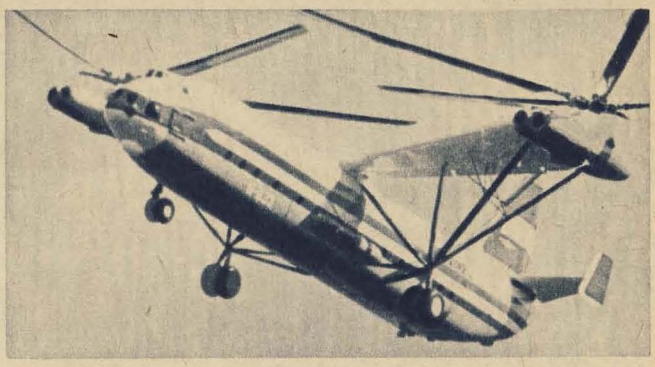
Stapellauf	1906
Indienststellung	1908
Umbauten	1925/26, 1930/31, 1936, 1944
Wasserverdrängung	13 200 ts
Länge	126 m
Breite	22,2 m
Tiefgang	8,25 m
Höchstgeschwindigkeit	18 kn
Fahrstrecke	4800 sm bei 12 kn nach 1931 5600 sm bei 12 kn
Maschinenleistung	23 400 PS nach 1931 16 000 PS
Bewaffnung	4 × 280-mm-; 14 × 170-mm-, ab 1931 12 × 150-mm-; 20 × 88-mm-, ab 1931 4 × 88-mm-; 4 × 37-mm-, ab 1931 4 × 37-mm- und 4 × 20-mm-Geschütze; 6 Torpedorohre 450 mm (1936 ausgebaut)
Besatzung	771 Mann (einschl. 175 Seekadetten)

Das Schiff gehörte zur „Deutschland"-Klasse und wurde ab 1925 als Schulschiff verwendet. Es begann am 1. September 1939 die Aggressionshandlungen gegen Polen. Am 18. Dezember 1944 wurde die „Schleswig-Holstein" vor Gdynia durch Bomben versenkt.



Hubschrauber Mi-12 (UdSSR)





Taktisch-technische Daten:

Länge ohne Tragschraube	37,00 m
Breite über alles	67,00 m
Höhe	12,50 m
Leermasse	60000 kg
Startmasse (max.)	105000 kg
Höchstgeschwindigkeit	260 km/h
Reichweite mit 25000 kp Nutzlast	500 km
Gipfelhöhe	3500 m
Triebwerk	4 Turbinen D 25 WF, je 6500 PS
Ausrüstung	Funkmeßgerät, hydr. Heckluke, Laderampe, 2 Laufkräne
Besatzung	6 Mann

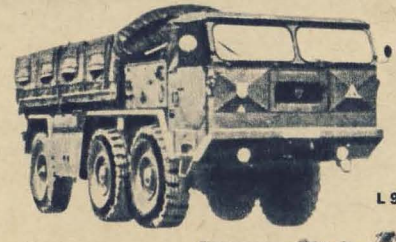
Der 1971 auf der Pariser Luftfahrtschau erstmals vorgestellte Großhubschrauber von Mil ist der z. Z. größte Drehflügler der Welt. Der Hubschrauber stellte bei seiner Flugerprobung einen internationalen Rekord auf. Er beförderte eine Nutzlast von 40204 kp in eine Höhe von 2250 m.

LKW Faun L912/21-Mun (BRD)

Taktisch-technische Daten:

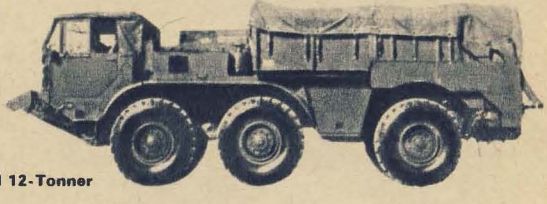
Länge	8300 mm
Breite	2500 mm
Höhe	2850 mm
Laderaum	5000 × 2350 mm
Leermasse	17200 kg
zul. Gesamtmasse	27300 kg
Höchstgeschwindigkeit	60 km/h
Bodenfreiheit	440 mm
Watfähigkeit	1400 mm
Motor	12-Zyl.-V., KHD, 265 PS (luftgek.)

Dieser 10-Mp-LKW wird vorrangig als Munitionstransporter verwendet. Der 1-Mp-Bordkran ermöglicht ein schnelles Be- und Entladen des Fahrzeugs. Ohne Kran kommt der LKW als Artilleriezugmittel und als Mannschaftstransporter zum Einsatz (Typ L 912/21–203 bzw. Z 912/21 12-Tonner).



L 912/21–203

L 912/21–Mun



Z 912/21 12-Tonner

Donnerstags ist Trockentraining

Daß sie nicht auf den Mund gefallen sind, bekamen wir sofort zu spüren. Mit der ihm eigenen Bescheidenheit – nach Art des Hauses – fragte ein AR-Redakteur den nächstbesten Kabarettisten: „Sie sind doch Abonnent der AR, Genosse?“ Darauf dieser mit der ganzen Würde eines es faustdick hinter den Ohren habenden Stabsfeldwebels: „Nein, Genosse Hauptmann. Ich habe mir aber für fünf Mark einen Klappstuhl gekauft, damit ich jeden Monat einmal morgens zwei Stunden vor der Kiosköffnung der erste bin, der beim Erscheinen Ihres Heftes bedient wird.“

Da wir bei diesem außerprogrammäßigen 2-Personen-Sketch noch keinen Notizblick in der Hand hatten, bleibt ungewiß, ob nun obiger Text von Stabsfeldwebel Christian Lange oder von Stabsfeldwebel Klaus Ripke vom Stapel gelassen wurde. Beide gehören zur Grenze, wie auch Oberfeldwebel Günter Steinicke und der Chef des Kabaretts, Oberstleutnant Rolf Brenner. Die Stadtkommandantur trägt mit Hauptmann Hans Jung und der Genossin Inge Otto zum Gelingen der Kooperationsgemeinschaft in Sachen Satire bei.

Womit wir bei den Damen wären. Plural deshalb, weil noch die kabarett- und fußballbegeisterte Ingrid Nachtigall dazugehört.

VOLKSARMEE-
heute neu:
Drei Genossen
beim Frühsport erwischt!-
noch nie dagewesen!

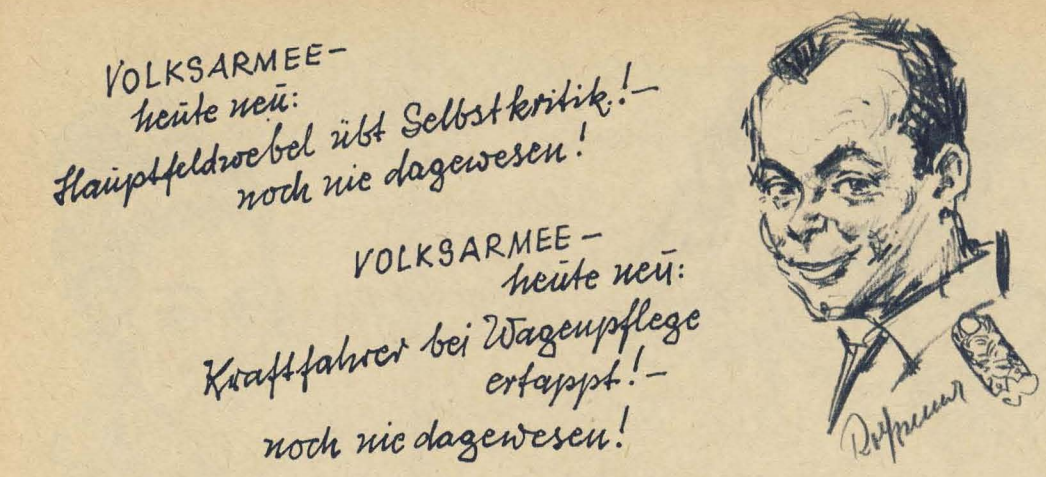
VOLKSARMEE – heute neu: Soldat grüßt Gefreiten! – noch nie dagewesen!

Hier steht es 1:1, Ingrid ist Zivilbeschäftigte (welch schönes Wort!) bei der Grenze und Inge bei der Stadtkommandantur. Genug der Vorstellung vor der Vorstellung. Die Namen der Helfer vor und hinter der Bühne bleiben militärisches Geheimnis, nicht aber die Methode, wie dieses Fähnlein der sieben Aufrechten Kabarett macht. Zuerst einmal: Man macht es gerne. Dann: Man macht es nach Dienstschluß. Erstaunlich: Man macht es seit fünf Jahren. Genau gesagt seit dem 30. September 1967. (Einige Pausen zählen mit zur Gesamtzeit)

Mehr konnten wir im Moment nicht erfahren, denn die transportable Mini-Bühne ist fertig aufgebaut und der „Durchlauf" beginnt, auch Donnerstagstrockentraining genannt. Ohne Dienstgradabzeichen, in eierschalenfarbenen Pullovern zur Diensthose, wird das Entree gestartet. „Stillgestanden zur Lachbelehrung!" Ein gutes Entree ist es, eine Mischung gesungener Texte, eingebauten Blackouts, das Bewegung und Wechsel zwischen gesprochenem und gesungenem Wort erlaubt und mit dem musikalischen „Standard", das so etwas wie eine Erkennungsmelodie der „Lachposten" ist, abschließt. Man spürt die Hand eines erfahrenen Regisseurs, den die Genossen im Profilager der „Kneifzange" des Erich-Weinert-Ensembles mit Oberfeldwebel

Bei strömendem Regen gießt ein Soldat Blumen im Objekt. Der eilig vorbeihastende Unteroffizier vom Dienst bleibt erstaunt stehen. „Was machen Sie denn hier?" – „Genosse Unteroffizier, das sieht man doch, ich gieße Blumen . . ." – „Aber das ist doch bei Regen nicht nötig!?" – „Genosse Unteroffizier, das wurde angeordnet, weil doch heute der General kommt, und was geplant ist, ist geplant . . ."

VOLKSARMEE – heute neu: Oberst in „Wolga" von Objektwache kontrolliert! – noch nie dagewesen!



Gert Kießling gefunden haben. Die Bezeichung „Profi" ist dabei nur so zu verstehen, daß Genosse Kießling Berufskabarettist ist, seine Rolle hier aber als uneigennütziger aber nützlicher Pate gewählt hat. In Anbetracht vieler Berliner Bühnen haben die „Lachposten" eine Art „Heimvorteil", um mit einem Terminus Ingrid Nachtigalls zu sprechen, aber ein bühnenerfahrener Regisseur findet sich auch in anderen Standorten.

Der Durchlauf geht weiter. Keine langen Riemen rollen ab, und wenn eine Nummer größeren Umfang hat, dann zielt sie nicht auf eine einzige Pointe ab, sondern ist in sich gegliedert, mehr als Raketenfeuerwerk mit Reihenzündern angelegt, als auf einen lauten Knaller am Schluß. Ein Musterbeispiel dafür ist die „Geschichte vom Hauptmann Schmidt", der sich in fast balladenhaftem Rahmen umsieht, wie es mit der Wehrerziehung und Verbundenheit zur Armee aussieht. Ausgangsstation ist eine Schulklasse der Unterstufe, in der die Kinder von ihrer Lehrerin viel Freundliches über „unsere lieben Soldaten" erfahren. Zwischenfragen eines beharrlichen Dreikäsehochs, ob die Soldaten auch schießen, bleiben unbeantwortet. Schießen scheint „pfui" zu sein, bei dieser Lehrerin. Hauptmann Schmidt durchwandert noch einige andere Stationen unseres gesellschaftlichen Lebens und landet schließlich bei sich selbst, getreu dem Goethewort: „Wer sich nicht selbst zum besten haben kann . . ."

Es wird zügig weitergeprobt. Manches kennt man aus der „Kneifzange" oder aus einer satirischen Wochenzeitschrift der DDR, die ungenannt bleiben soll.

Das macht nichts, es vermindert die Freude keineswegs, und es ist das legitime Recht jedes Laienkabaretts, solche Text- oder Ideenanleihen zu machen. Dann wieder kommen eigene Texte, allen voran, die Paradenummer ‚Volksarmee' – heute neu – noch nie dagewesen!" Hier paßt sich das Ensemble hautnah dem Tagesgeschehen an. Mehr noch: Man sammelt vor dem Auftritt ortsbezogene Informationen, die an Ort und Stelle zu einer Glossierung verarbeitet werden. Es schadet überhaupt nichts, wenn diese Texte vom Blatt gelesen werden, sie schaffen aber einen engen Kontakt zum jeweiligen Publikum. Eine Handvoll feststehender Pointen gehört allerdings dazu, die man mit dem jeweiligen aktuellen Anlaß verbindet, dann aber erweckt es den Anschein, als ob man aus dem Hut zaubert.

Inzwischen ist ein Reservist auf den Brettern, die die Welt bedeuten, und sieht nach fünf Jahren seine alte Kaserne wieder. Freudiges Erkennen. Nichts hat sich verändert. Und so weiter,

und so weiter. Klamotten sind auch dabei. Warum auch nicht. Ein Lacherfolg sind sie immer. Gut dosiert, gehören sie zu einem richtigen Kabarett. Auch leise, gefühlvolle Töne fehlen nicht und sind in einem Lied über die kleine Garnisonstadt gut angeschlagen. Da Berlin nun ja nicht so klein ist, liegt der begründete Verdacht nahe, daß die „Lachposten" ausschwärmen. Das tun sie, und zwar nicht nur in Richtung anderer Armee-Einheiten, sondern auch in Betriebe, landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften und in diesem Sommer als einziges NVA-Laienkabarett zu den Arbeiterfestspielen nach Schwerin.

Dabei fing alles so unverbindlich an. Irgendein gesellschaftliches Ereignis sollte, wie man so schön zu sagen pflegt, kulturell umrahmt werden. Möglichst lustig sollte es sein, war die Bedingung. „Dieser Brenner ist doch so eine ulkige Nudel", sagte jemand. Rolf Brenner: „Ich habe damals eigentlich nur Witze erzählt, die ich so auf Lager hatte." Aus den anfänglichen Witzen wurde ernsthafte Heiterkeit mit Proben, Programm und Pause. Letztere sind schon rar geworden, denn die Nachfrage an die Humoradresse ist groß.

Daß nun so eine „ulkige Nudel" wie Rolf Brenner inzwischen Oberstleutnant ist, spricht für ihn, aber auch dafür, daß der Umgang mit der Satire und der Heiterkeit keine Dienstgradgrenzen setzt.

Karl Kultzscher

Frage eines Lesers:
„Sagen Sie mal,
das steht doch alles
gar nicht in der
Zeitung,
was Sie da ausrufen?" —
„Na, ich sage
doch auch immer:
‚Noch nie
dagewesen!'"

Schutzzelt für SPW

Neuerer der Tschechoslowakischen Volksarmee entwickelten ein transportables Schutzzelt für den Aufklärungs-SPW OT-65, das einerseits dem Schutz des Fahrzeuges und andererseits als Unterkunft für die Besatzung bei widrigen Witterungsverhältnissen dient. Das Zelt besteht aus einem zerlegbaren Stahlrohrgerippe und der Plane. Die Montage dauert nur wenige Minuten. Im zusammengeklappten Zustand wird das Zelt auf dem SPW mitgeführt.

Jugoslawien baut SA 341

Die jugoslawischen Flugzeugwerke „Soko" in Mostar haben den Bau des französisch-englischen Leichthubschraubers SA 341 „Gazelle" aufgenommen. Der Hubschrauber erreicht mit seiner Gasturbine eine Geschwindigkeit von 260 km/h. Bei der Gesamtmasse von 1 700 kg beträgt die Reichweite 670 km. Verwendet wird der SA 341 als Kommandeurs- und Artillerieaufklärer, als Absetzflugzeug, zur Kontrolle von Fernsprechleitungen und als „Erdkämpfer". Dazu ist eine variable Bewaffnung vorgesehen – entweder vier PALR bzw. zwei schwere Lenkraketen oder eine 20-mm-Maschinenkanone bzw. zwei MG 7,62 mm (Varianten siehe Skizze).

Tiefgang minimal

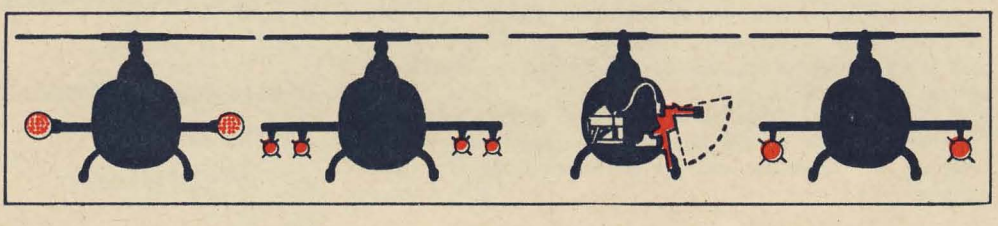
Zur Anlandung von Truppen und Kampftechnik laufen die kleinen und mittleren Landungsschiffe fast bis auf den Strand auf. Dazu haben sie einen sehr geringen Tiefgang. Grundberührung, die jedes andere Schiff vermeidet, brauchen sie nicht zu fürchten. Während der Seelandeoperation geben die Landungsschiffe den Truppen mit ihren automatischen Waffen und den Geschoßwerfern Feuerunterstützung. Unser Bild zeigt ein mittleres Landungsschiff der polnischen Seestreitkräfte.

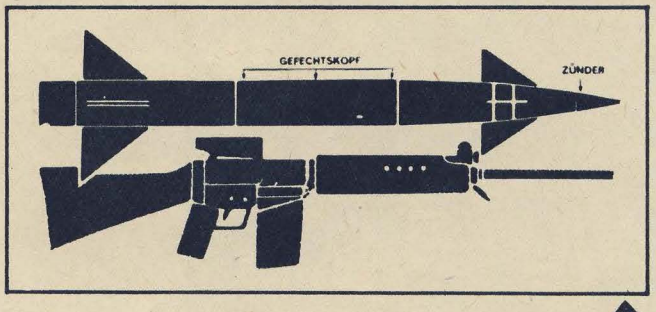
Neues Funkgerät aus England

Nach entsprechender Erprobung wurde vor einiger Zeit ein neues Funkgerät, Typ B 20, für die britischen Streitkräfte zugelassen. Es handelt sich um ein Einmanngerät für Einseitenbandtechnik. Der Frequenzbereich beträgt 2 bis 29 999 MHz, der Abstand zwischen den Kanälen 100 Hz. Es sind rund 280000 Sprechwege möglich. Die Ausgangsleistung wird mit 30 W angegeben. Das B 20 soll sich gut für den Einsatz auf Schiffen, in Flugzeugen und in Kraftfahrzeugen eignen.

„Star" mit Kunststoffteilen

Der polnische geländegängige LKW „Star" soll künftig Karosserieteile aus Schichtpreßstoff erhalten. Ein Versuchsfahrzeug hat damit bereits über 100 000 km zurückgelegt. Die Teile wurden aus dem in Volkspolen entwickelten Polyesterharz AN, genauer aus einem glasfaserverstärkten Schichtpreßstoff, gefertigt. Die Karosserie bewies größere Haltbarkeit, Korossionsbeständigkeit und bessere thermische Isolation. Auch dämpft sie die Motorgeräusche wesentlich ab. Der Schichtpreßstoff ist gegen Alkohole und Säuren unempfindlich.





Fla-Rakete „Blowpipe"

Der Truppenerprobung wird gegenwärtig die Einmann-Fla-Rakete „Blowpipe" (Blasrohr) im britischen Heer unterzogen. Die als völlig neues Fliegerabwehrmittel bezeichnete Waffe wiegt komplett – mit Werferteil, Zielgerät und Abfragesender – 21 kg. In der Mitte der 1 400 mm langen Rakete befindet sich die Sprengladung, der Zünder sitzt an der Spitze. Die vorderen Flügel dienen der Steuerung, die hinteren zur Stabilisierung. Die erste Raketenstufe brennt im Werferrohr aus und treibt das Projektil heraus, dann zündet die zweite Stufe. Die Detonation wird durch Aufschlag- oder durch Zielannäherungszünder ausgelöst. Vor allem bei vorgeschobenen Einheiten soll die Waffe gegen Tiefflieger angewendet werden. Die Zeichnung verdeutlicht das Größenverhältnis zu einem automatischen Gewehr.

Hubschrauber im Grenzdienst

In schwer zugänglichen Gebieten der UdSSR dient der Hubschrauber Mi-4 als zuverlässiges Transportmittel für den operativen Einsatz der Sicherungsgruppen. Mit Hilfe des „Mi" sind sie schnell wirksam, da jedes Plateau, jeder Rasenflecken zur Landung genügt – und wenn das nicht vorhanden ist, kann die Sicherungsgruppe auch aus der Standschwebe abgesetzt werden.

Radar mit Halbleitersystem

Im Institut für Grundlagen der Elektronik der Technischen Hochschule Warschau wurden zwei Mikrowellen-Halbleitersysteme entwickelt, die in Verbindung mit einer Lawinen- und einer Gunn-Diode Mikrowellen-Generatoren bilden, die in Funkmeßanlagen Verwendung finden. Diese Halbleitersysteme sind billiger und einfacher sowie zuverlässiger als die bisher zur Erzeugung von Mikrowellen verwendeten Klystrone und Magnetrone, die mit Röhren bestückt sind. Sie haben auch einen weit geringeren Strombedarf und ermöglichen die Verkleinerung des Generators sowie die Verringerung seiner Masse.

Britischer „Gnat" in Lizenzbau

Das Leichtbauflugzeug Hawker Siddeley „Gnat" T.Mk.1, das in der Royal Air Force als Strahltrainer verwendet wird, wurde von den indischen Luftstreitkräften während der bewaffneten Auseinandersetzung mit Pakistan auch als Strahljäger eingesetzt. Die „Gnat" wird von den indischen Flugzeugwerken Hindustan Aeronautics (HAL) in Lizenz produziert. Das Flugzeug ist mit einer Druckkabine sowie mit Schleudersitzen ausgerüstet. Es hat Doppelsteuerung. Als Bewaffnung befinden sich an den Rumpfseiten zwei Behälter mit je zwei 30-mm-MK oder mit je zwei MG. Außenlasten können bis zu 910 kp (zwei 454-kg-Bomben, zwei Raketenkassetten, zwei Lenkraketen oder 12 bis 24 ungelenkte Raketen) mitgeführt werden.

Schluß ist's

Lagerleben im 16. Jahrhundert (Nach einem alten Holzschnitt).

beim Zapfenstreich

Der Zapfenstreich als militärisches Abendsignal zum Aufsuchen der Unterkünfte bzw. für die Nachtruhe ist ein alter Brauch. Er läßt sich aus dem Truppenleben nicht mehr wegdenken. Wenn die Zeit heran ist, freuen sich die einen auf den Zapfenstreich, andere möchten ihn noch um ein Stündchen hinauszögern, wieder andere scheren sich nicht darum, denn sie haben Ausgang oder Nachturlaub. Die wenigsten von ihnen aber kennen den Ursprung dieses schon vor über vier Jahrhunderten gepflegten Brauches. Versuchen wir also, etwas Licht in das Dunkel zu bringen.

Marketender (Schankwirt) mittelalterlicher Söldnerheere.

Den genauen Ursprung kennt bis heute niemand. Man schiebt den Brauch, wie so viele andere auch, der Landsknechtzeit, dem lustigen Lagerleben des Mittelalters zu. Jedenfalls überlieferten die damaligen militärischen Schriftsteller erstmals die Gepflogenheiten des Soldatenlebens und damit auch des Zapfenstreiches.

Der Sinn der „Maßnahme" ist heute wie eh und je derselbe: Schluß mit Trubel, Feierabend, Nachtruhe! Die Bedeutung des Wortes wird mit dem seinerzeit üblichen Lagerumtrunk in Verbindung gebracht; es leitet sich also vom Zapfen-

streichen oder Zapfenschlagen mit der Trommel ab. Zu bestimmter Zeit – etwa wie heute gegen 22.00 Uhr – mußten die Marketender, die fahrenden Wirte und Händler, die schon im 15. Jahrhundert den Heeren folgten, auf ein Trommelsignal hin den Zapfen (Spund) des Schankfasses streichen und den Ausschank einstellen. Es durfte wegen der einsetzenden Nachtruhe nicht mehr „verzapft" werden.

In Preußen hatten nach einer kurfürstlichen Verordnung vom 12. 8. 1662 auch die Schankwirte abends für die Bürger und Bauern auf ein

Marketenderinnen – links Mecklenburg-Schwerin 1850, rechts Preußen 1866 (mit Branntweinfäßchen).

Trommeln hin den Zapfen zu streichen und dafür zu sorgen, daß ihre Wirtshäuser verlassen wurden. So wurde der Zapfenstreich des Militärs zur „Polizeistunde" der Zivilisten.

Als dann gegen Ende des 18. Jahrhunderts statt Trommeln ein Hornsignal die Soldaten aufforderte, Straßen und Gasthäuser zu verlassen und das Quartier aufzusuchen, wurde die ursprüngliche Bezeichnung „streichen" (von Trommel rühren) auf das Hornsignal übertragen. Man blies jetzt den „Schlag". Den „Streich" findet man auch in den alten Trommelsignalen wieder: bei der Werbung – Werbestreich, bei Feuer – Feuerstreich u. a.

Eine andere, aber wenig wahrscheinliche Deutung des Wortes Zapfenstreich hängt mit dem einstigen Branchenzeichen der Wirte, dem Tannenzapfen, zusammen. Der wurde am späten Abend eingeholt, gestrichen.

Irrig ist auch die Ansicht, wonach beim Zapfenstreich mit Kreide oder Rötel ein Strich über den eingeschlagenen Zapfen gezogen worden sein soll, um das Ausschankverbot kontrollieren zu können.

Auch als Morgensignal ist der Zapfenschlag in einer militärischen Vorschrift des 17. Jahrhunderts belegt. Hier heißt es: „Man lasse auch ein pahr Trompeter und Tampuren den Zapfenschlag rühren, zurvor ausgegender Tagwacht." Noch vor etlichen Jahrzehnten gab man in großen Truppenlagern das Signal zum Zapfenstreich mit einem Kanonenschuß.

Heute kennen wir den Großen Zapfenstreich als ein militärisches Zeremoniell, das bei festlichen Anlässen oder besonderen Feierlichkeiten öffentlich mit Musikkorps ausgeführt wird. Es gilt als repräsentative militärische abendliche Abschlußehrung eines bedeutenden Tages.

Dr. Schu-Fa.

Die große Dummheit

Als Napoleon 1806 einen gefangenen preußischen Offizier fragte, wieviel Ingenieurs (Pionieroffiziere) sich im Oberkommando der preußischen Armee befänden, antwortete dieser dünkelhaft stolz: „In der preußischen Armee ist es nicht Sitte, ein höheres Kommando einem Ingenieur anzuvertrauen." Napoleon sagte darauf nur: „C'est bien bête (das ist eine große Dummheit)."

In der Tat wurde die Piniertruppe im damaligen preußischen Heer vernachlässigt. Das kommt auch in gewissem Maße im „Königlich-Preußischen Reglement", 24. Kapitel, zum Ausdruck. Es heißt dort:

„Hinter der Bedeckung werden von den Ingenieur-Offizieren die Arbeiter angestellt. Diese Leute müssen Mann für Mann dicht aufeinander folgen und stets in der allergrößten Ordnung und Stille marschieren; auch muß von ihnen sowenig während dem Marsche, als bey der Arbeit selbst, weder Feuer angeschlagen noch Toback geraucht werden... Die zur Bedeckung commandirten Truppen werden zuerst peletonweise längs der Front der ganzen ersten Parallele vertheilt und ihnen ihre Posten angewiesen, wo sie sich wieder setzen, das Gewehr aber aufrecht auf die Kolbe gestützt vor sich halten. Vor diesen Peletons werden Unteroffiziere mit einigen Mann detachirt, welche sich auf den Bauch legen, die Gewehre aber in die Höhe halten, und so möglichst nahe an die Festung (jedoch ohne Geräusch zu machen) heranschleichen, um zum Avertissement (Warnung d. Red.) zu dienen, wenn etwa vom Feind ein Ausfall tentirt werden sollte."

N. H.

Je spektakulärer eine sportliche Leistung ist, das werden Sie zugeben, um so mehr wird sie bewundert, bejubelt, besprochen. Ein 165-m-Skiflug prägt sich auch am Bildschirm unauslöschlich ein, und der Name des Weltrekordmannes geht um die Welt. Schnell spricht man von Helden der Schanzen oder Tartanbahnen, Schwimmbekken, Loipen.

Je unbekannter aber eine Sportart oder die Art der physischen Belastung überhaupt ist, um so beifallsärmer sind unsere Reaktionen darauf. Denken wir nur an das wenig publikumswirksame Mammutprogramm der Gewehrschützen. Wir nennen sie „stille Helden", reden von „Leistungen im ver-

Keine Pause vom Sport

Auch in der Gefechtsausbildung, im täglichen Dienst gibt es genug Möglichkeiten für den Soldaten, den Körper zu trainieren.

borgenen" und rücken sie nur selten in den Blickpunkt der Öffentlichkeit. Sie scheinen zu wenig attraktiv. . .
Genau das fiel mir ein, als ich die „Neunte" kennenlernte, die 9. Kompanie von Oberleutnant Hartmut Moche. Mit Sportbildreporter Ernst-Ludwig Bach beobachtete ich sie genau fünf Stunden lang. Vom Kasernentor bis zum Übungsgelände, beim Gefechtsdienst und beim Marsch zurück ins Objekt. Die Themen dieses Vormittags hießen ganz simpel „Schutzausbildung" und „Schießausbildung", und ich bin sicher, daß nur die wenigsten, auch wenn sie davon Ahnung haben, nun noch Vorstellungen von sportlichen Leistungen damit verknüpfen können. Wir wußten zwar, daß sich da einiges abspielen sollte, aber was nun konkret geschehen würde, ahnten wir auch nicht. Kaum hatte sich das Kasernentor hinter der Neunten geschlossen, kam unser sonst recht schneller Bildreporter auch prompt das erstemal in Verlegenheit. Die Kompanie setzte sich in Trab, und die Kamera war noch in der Tragetasche. Also schnell die Optik startklar gemacht und hinterhergewetzt. Zum Glück kam nun der Befehl „Gas!" und wir konnten unsere mot. Schützen wieder einholen. Bis zum Ausbildungsgelände gings im Laufschritt unter der Schutzmaske, und als die dann wieder abgenommen werden durfte, lief der Schweiß über die geröteten Gesichter. Die erste physische Zusatzaufgabe war erfüllt.
Die zweite bestand aus mehreren Teilen und wurde vom Kompaniechef über seine Gruppenführer an die Soldaten vermittelt. Während der Ausbildung mit Schutzmaske, -umhang, -strümpfen und -handschuhen an mehreren Stationen wurde das Leistungsvermögen weiter trainiert: durch Liegestütze, ein 25-m-Gleiten (zugleich ein Test, ob die Ausrüstung richtig angelegt wurde), das Entfalten zur Schützenkette. Wo bei vielen Kompanien Pausen eintreten, willkommene oder unwillkommene, nutzten die Moche-Soldaten recht geschickt und interessant so manche Minute für ihre eigene sportliche Fitneß.
Nun ist es bestimmt nicht einfach, sich in solchen Aus-

bildungsfächern etwas zum Thema „Physisches Training", und um dieses ging es ja bei unseren stillen Helden aus der Neunten, einfallen zu lassen. Daß es dem Kompaniechef auch bei der Schießausbildung gelang, spricht für ihn und seine Einstellung zu diesem Komplex. Der Wechsel im Laufschritt von Station zu Station soll noch nicht als etwas Besonderes angesehen werden. Doch mit Schutzmaske hundert Meter zu rennen und dann am Trainingszielgerät noch eine „Zehn" aufleuchten zu lassen, das ist schon eine Prüfung, die den ganzen Soldaten verlangt. Oder wenn es zusätzlich „Gas!" beim Dreieckszielen gibt, Liegestütze vor den Ladetätigkeiten, Stellungswechsel bei Anschlagübungen . . .
Damit nicht genug, stellten die Soldaten ihr erworbenes körperliches Vermögen auch noch nach den Ausbildungsstunden beim Abmarsch unter Beweis: Beim kollektiven Überwinden eines Teils der Sturmbahn und bei einem Lauf ins Objekt. Ein Vormittag war vorüber, einer

mit sportlichen Zusatzaufgaben, einer, den es leider noch nicht allüberall gibt, weil das „physische Training in den Zweigen der Gefechtsausbildung" erst dabei ist, sich durchzusetzen. Sicher gibt es noch mehr Möglichkeiten, im täglichen Dienst den Körper zu stählen. Sicher gibt es anderswo auch schon ähnliche Praktiken, andere Beispiele. Das, was uns Oberleutnant Moche mit seinen Soldaten in diesen fünf Stunden vorexerzierte, ist auf jeden Fall nachahmenswert.

Und wie sahen es unsere Helden selbst?

Soldat Schie (19), Karosseriebauarbeiter von Beruf: „Diese Art der Ausbildung ist interessant und bringt auf jeden Fall Vorteile. Sie fordert einen ganz und gar."

Soldat Ebeling (20), Maurer, Bezirksspartakiadesieger im Hochsprung von 1969: „Wer vorher Sport getrieben hat, ist bei der Armee auf jeden Fall besser dran. Wer's nicht tat, muß ganz schön nachholen. Wir sehen das ja bei uns."

Major Klitsch, Offizier für Körperertüchtigung und Sport: „In unserem Truppenteil haben sich Leistungsgruppen durchgesetzt. Das heißt, die Schwächeren trainieren zusammen, je nach dem Stand ihrer körperlichen Leistung. Oberleutnant Moche ist gerade in dieser Beziehung vorbildlich geworden. Er fordert viel, macht aber auch selbst mit."

Oberleutnant Moche: „Wenn Sie mich schon danach fragen, 12 Klimmzüge und eine 2:30 auf der Sturmbahn schaffe ich schon immer. Mir geht es darum, diese Art der physischen Ausbildung ständig durchzusetzen, weil ja jeder Genosse nur den Vorteil davon hat. Es ist ein Irrtum, wenn manche glauben, in einer technisch modernen Armee braucht der mot. Schütze nur noch fahren. Sie vergessen, daß sich das Angriffstempo auch erhöht."

Natürlich ist ein 165-m-Rekordflug, ein 10,0-Sprint oder ein Fallrückziehertor spektakulärer für Zuschauer, Hörer und Leser. Das wird auch so bleiben. Doch soll man auch hin und wieder mal die Leistungen im „verborgenen" anerkennend registrieren und sich vielleicht sogar ein Beispiel daran nehmen.

Klaus Weidt

HISTORISCHE UNIFORMEN (Rußland 1812
Befreiungskrieg gegen die napoleonischen Eroberer)

Gardeinfanterist

Kosak

Partisan

Der Feldwebel hatte eine besondere Augenschärfe bei Stuben- und Spindappellen. Doch diesmal fand er einfach nichts auszusetzen. Endlich entdeckte er eine Stubenfliege. „Zwei Tage Ausgangssperre!“ donnerte er. „Aber, Herr Feldwebel“, murmelte der Soldat, „meinen Sie nicht einen Tag Ausgangssperre?“ „Zwei“, wiederholte der Feldwebel. „Die Fliege hat Staub auf den Flügeln gehabt!“

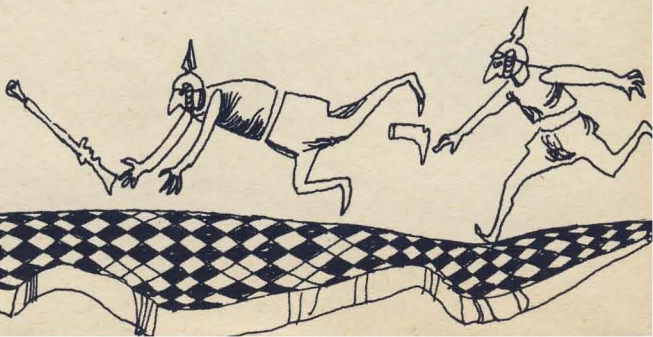
Auf einem Fest in Los Angeles fragte man einen ordengeschmückten jungen Marineinfanteristen, wo er herstamme.
„Geboren bin ich in Brooklyn“, erwiderte er, „und aufgewachsen in Vietnam“.

Es war stockfinstere Nacht, als der Jeep in einen Graben stürzte. Bei dieser Gelegenheit hatte der Sergeant Clifford das Pech, seine Perücke zu verlieren. Ein Geheimnis, das er bis dahin sorgfältig gehütet hatte. Sein Vorgesetzter erwischte nun beim Umhertasten im Finstern den blanken Schädel und rief dabei aus: „Mensch, haben Sie aber ein großes Loch in der Hose!“

Die Freundin eines Matrosen schmollt: „Du hattest mir fest versprochen, daß wir im Sommer heiraten.“
„Das schon, aber sei mal ehrlich, hatten wir dieses Jahr überhaupt einen richtigen Sommer?“

Während einer Instruktionsstunde fragt der Leutnant einen Soldaten: „Wie heißt ein Soldat zur See im Range eines Feldwebels?“
„Seewebel, Genosse Leutnant.“

Während sich das Minensuchboot im Krieg weiter und weiter von Amerika entfernte, schrieb der 1. Offizier seiner Frau viele Briefe über seine Zukunftspläne und gelegentlich über das Essen und seine Wasch- und Flicksorgen. Mehr nicht. Er war deshalb wie vor den Kopf geschlagen, als seine Frau ihm antwortete, der Zensor habe alle seine Briefe völlig durchlöchert.



Die Sache klärte sich auf, als der Kapitän kopfschüttelnd einen schriftlichen Bericht seines „Ersten" las. „Mein Gott", rief er, „Sie können ja wirklich nicht richtig schreiben. Und wir haben die ganze Zeit gedacht, Sie benutzen irgendeinen verrückten Geheimcode."

Ein Soldat hat sich mit einem Mädchen zum ersten Stelldichein verabredet. Doch sie ist nicht pünktlich und er muß lange warten. Als das Mädchen nach einer halben Stunde Verspätung erscheint, fragt er sie vorwurfsvoll: „Eure Uhr ist wohl nachgegangen?"
„Die Uhr nicht, aber mein Vater", lächelt das Mädchen.

Eine junge Französin winkt an der Fernstraße einem Armeefahrzeug. Der Fahrer hält an und kurbelt die Scheibe herunter.
Das Mädchen: „Würden Sie mir bitte einen Gefallen tun und meinen Mantel mit nach Paris nehmen?"

„Aber gern", staunt der Kraftfahrer, „aber wie kommt er dann wieder in ihre Hände?"
„Ganz einfach", strahlt das Mädchen, „wenn Sie erlauben, behalte ich ihn gleich an!"

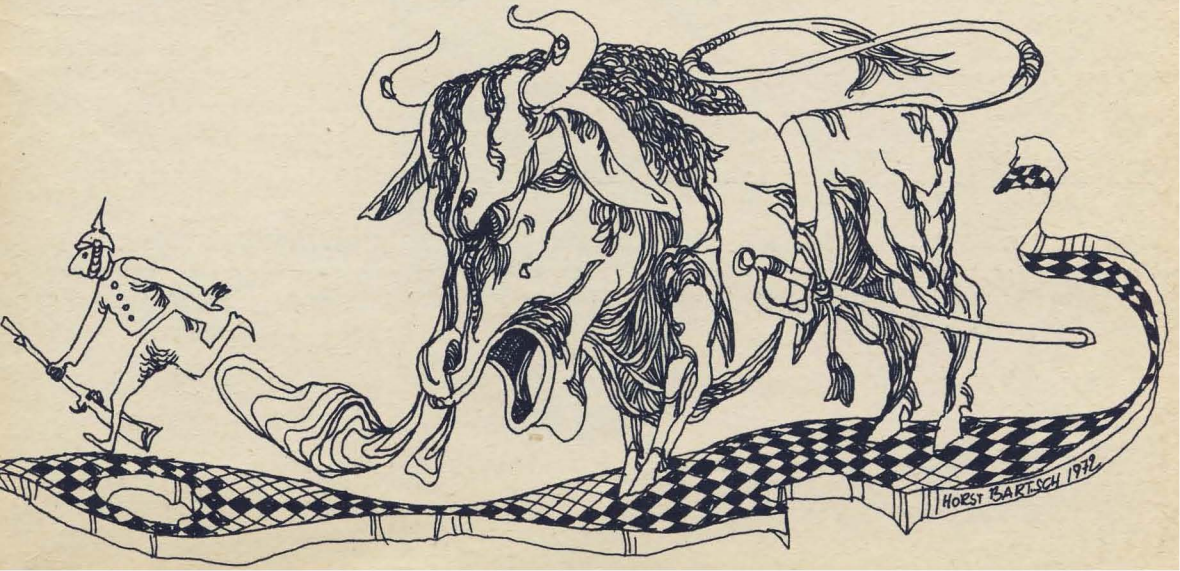
Ein Unterrichtsgruppenleiter bemüht sich im Polit-Unterricht den Begriff „Verantwortlichkeit" zu erläutern. Er gebraucht dabei folgende Umschreibung: „Stellen Sie sich vor, daß an Ihrer Hose nur noch zwei Knöpfe sind. Wenn einer davon abreißt, dann trägt der andere ständig die volle Verantwortung."

Verabschiedung britischer Rekruten in Leeds. Der General fragt einen Soldaten, ob er während der harten Dienstzeit einen Befehl ausführen mußte, der ihm unsinnig erschienen sei. Der Angesprochene sagte: „Nein..." zögerte und fuhr dann fort: „Nur einmal war ich im Zweifel. Ich mußte einen Rasen mähen, auf dem zehn Zentimeter Schnee lagen."

Aus alten bayrischen Regimentsbefehlen

Bestraft wird der Kanonier Toni Ostermayer der vierten Kompanie, weil er den Tod seiner Großmutter als den seiner Mutter ausgab, denselben drei Tage zurückverlegte und dadurch drei Tage Urlaub herausschund.

Bestraft wird der Korporal Tupfinger der zweiten Kompanie mit drei Tagen Arrest, weil er die Stimme des Bataillonskommandeurs nachahmte und wie ein Ochse brüllte.



Nächste Leerung
montags bis
freitags
sonnabends
sonntags
Leerungsbezirk

Der König der OSAGE-BERGE

Fortsetzung von Seite 65

geblich fehlenden Beweisen kaschiert. Über die wahren Ursachen lassen sich nur Vermutungen anstellen. Gewißheit besteht aber darüber, daß man einen Weißen nur höchst ungern wegen Morden an Farbigen vor Gericht stellen wollte. Kaum eine der tausendfachen Indianerschlächtereien der Vergangenheit war strafrechtlich geahndet worden.

Die FBI-Agenten schickten sich nun jedoch an, die Familie von Hale etwas unter die Lupe zu nehmen. Zuerst knöpften sie sich den als willensschwach geltenden Ernest Burkhart vor. Wenn die Spezialagenten auf eine Aussage gehofft hatten, nach der man die ganze Untersuchung niederschlagen konnte, so sahen sie sich gründlich getäuscht. Ernest Burkhart packte aus: Sein ganzes Leben lang sei er von seinem Onkel William terrorisiert worden. Nur aus Angst um sein Leben habe er gehorcht. Und dann zählte er eine lange Reihe von Namen auf – alles Männer, die die blutige Seite der Geschäfte des Bankiers besorgt hatten. Er nannte die Mörder des Henry Roan Horse, des Ehepaares Smith und der Anne Brown.

Außer Asa Kirby waren die Genannten noch am Leben, saßen teilweise wegen anderer Vergehen im Gefängnis oder führten irgendwo in Oklahoma ein beschauliches Dasein. Einige ritten noch immer mit lockerem Colt durch die Banditenberge. Die meisten der gedungenen Verbrecher konnten ermittelt werden, und nahezu ausnahmslos und überraschend schnell legten sie Geständnisse ab.

Jetzt gab es keine Möglichkeit mehr, den Bankier zu schonen, er wurde verhaftet. Hale nahm es gelassen auf. „Ich bin bald wieder zurück", erklärte er einigen Reportern, die seinen Abtransport ins Gefängnis beobachteten. „Notfalls stelle ich eine Kaution von einer Million Dollar", fügte er hinzu.

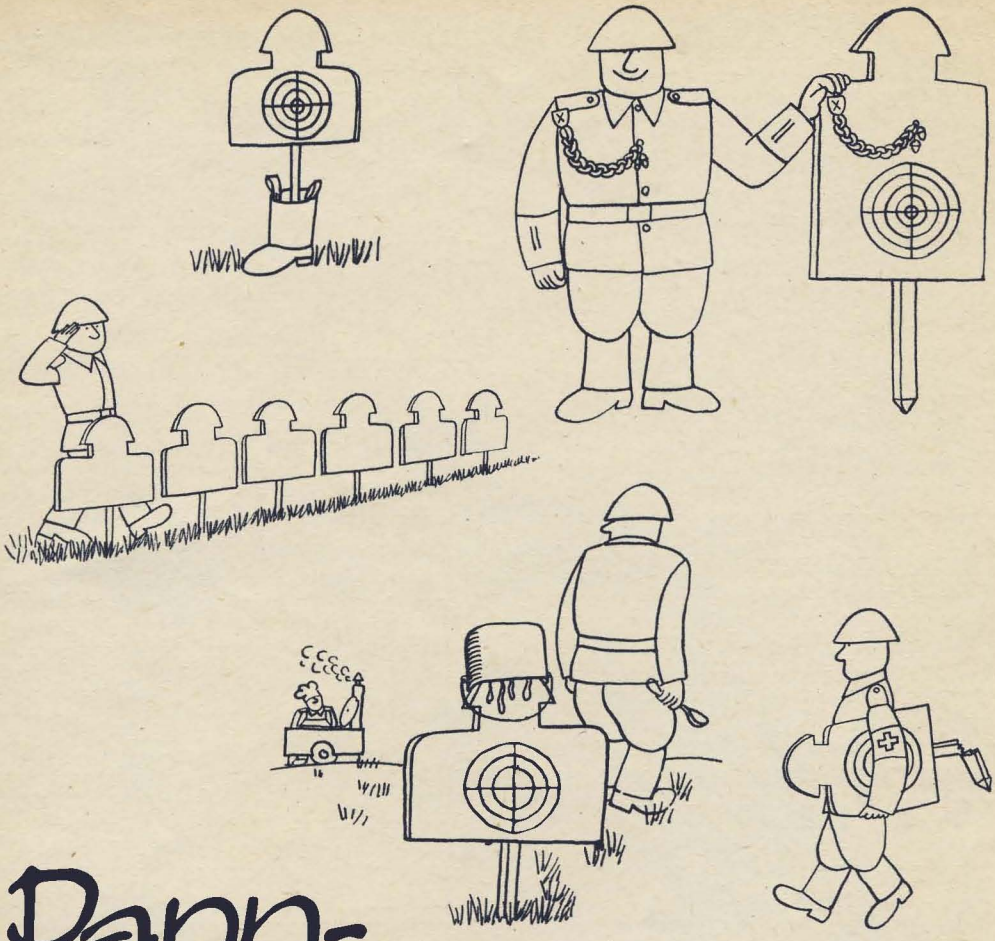
Beinahe wäre ihm das gelungen. Hale hatte die gerissensten Anwälte, die sich in Oklahoma auftreiben ließen. Nach dem ersten Prozeß setzten die Advokaten beim Bezirksgericht die Entscheidung durch, daß die Bundesbehörden nicht zuständig seien. Das Oberste Bundesgericht kassierte dieses Urteil, und es begann der zweite Prozeß. Ein Zeuge der Verteidigung leistete dabei einen Meineid, und die Geschworenen sahen sich außerstande, einen Schuldspruch zu fällen. So kam es zum dritten Prozeß und zur Verurteilung. Hales Anwälte gingen danach sofort in die Revision und erreichten die Aufhebung des Urteils. Als Grund mußte die Behauptung herhalten, die Verhandlung habe in einem falschen Distrikt stattgefunden. Das alles dauerte wiederum drei Jahre, und Anfang 1929 stand Hale zum vierten Mal vor Gericht. Am 26. Januar erging das Urteil: Wegen vielfacher Anstiftung zum Mord lebenslänglich Zuchthaus.

In Anbetracht der Blutschuld des Bankiers mußte dieses Strafmaß allerdings niedrig wirken, denn viele Wege zurück in die Freiheit standen offen. Im Jahre 1947 wurde Hale dann auch entlassen. Für jeden Indianer, an dessen Tod Hale schuldig war, hatte er umgerechnet nur wenige Monate eingesessen. Wenn offiziell dieses Geschehen als „einer der phantastischsten Fälle des FBI" bezeichnet wird, dann ist das schon richtig. Wahrlich phantastisch waren die Zeiträume, in denen der „König der Osage-Berge" unbehelligt sein Blutregime führte, das FBI diesem Treiben zusah und die Gerichte mit Hales Advokaten plänkelten, alles in allem runde drei Jahrzehnte.

Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik · Redaktion „Armee-Rundschau" · Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158. Postschließfach 7986, Telefon 530761 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Cepet, Bukarest · „Armee-Rundschau" erscheint monatlich · Preis: 1,– Mark · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestr. 20; in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb; in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16; in der BRD und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16 · Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-Werbung Berlin, 1054 Berlin, Hauptstadt der DDR, Wilhelm-Pieck-Str. 49, Fernruf: 2262715, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: Interdruck/ Leipzig III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler

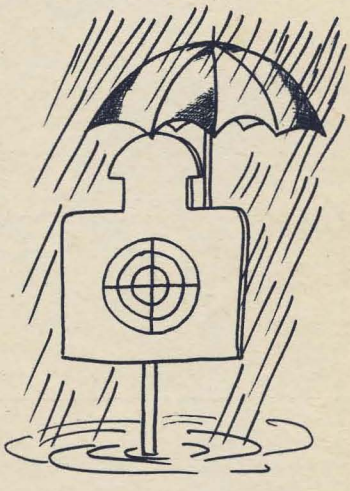
Redaktionsschluß dieses Heftes: 11. 8. 1972

Fotos: Uhlenhut (13), Titel, S. 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 43; Gebauer (7), S. 5. 8. 48, 49, 92, 93, Titel; Wirth (8), S. 34, 35; Leher (1), Rücktitel; MBD/Walzel (1), S. 6; MBD (1), S. 6; Szaboky (1), S. 7; Bersch (1), S. 7; Udowitschenko (3), S. 4, 81; DEFA-Damm (1), S. 19; Kitte (1), S. 23; „Viata militara" (2), S. 44, 45; ZB (10), S. 58, 59, 80, 14, 15, 16, 17; Archiv (8), S. 66, 67, 68, 74, 75; Progreß (6), S. 54, 55; Morgenstern (1), S. 73; Syndoman (1), S. 80; Bach (9), S. 84, 85, 86, 87, 88; Zühlsdorf (1), S. 5.



Papp-kameraden

von Paul Klimpke



ARMEE Rundschau 31 036

Bärbel Faika